Abriß

der

Culturgeschichte der Menschheit.

Auf Grundlage seines größeren Werkes bearbeitet

von

G. Fr. Kolb.

Leipzig,
Verlag von Arthur Felix.
1880.

Abriß

der

Culturgeschichte

der

Menschheit.

Auf Grundlage seines größeren Werkes bearbeitet

von

G. Fr. Kolb.

Leipzig,
Verlag von Arthur Felix.
1880.

Vorwort.

Schon seit längerer Zeit und zu öfter wiederholten Malen ist der Unterzeichnete angegangen worden, seine „Culturgeschichte der Menschheit“ (2. Aufl. 1872 und 73) in einem Auszuge zu bearbeiten. Dem bedeutenden Umfange jenes Werkes mußte natürlich der Preis desselben entsprechen. Gar Mancher, so ward bemerkt, welcher das Buch zu besitzen wünsche, befinde sich nicht in der Lage, dasselbe kaufen zu können; Vielen würde ein Auszug genügen, den sie um einen geringen Preis gern erwerben würden; auch dürfte es ansprechend sein, die ganze Culturgeschichte in gedrängtester Kürze dargestellt zu bekommen. Darauf hin entstand denn die gegenwärtige Schrift. Sie ist nicht sowol ein bloser Auszug aus dem größeren Werke, als vielmehr eine neue Bearbeitung, allerdings vollständig in der nämlichen Richtung wie die erste. Selbstverständlich sind sowol Quellennachweise, als nähere Erörterungen über die Einzelnheiten in der Regel hier ausgeschlossen. Sie konnten um so mehr übergangen werden, als Leser, welche solche Einzelnangaben zu erhalten wünschen, solche in dem größeren Werke finden können.

Wenn der Unterzeichnete, wie es allerdings der Fall, die Culturgeschichte der Menschheit vielfach in einer, von den gewöhnlichen Weltgeschichten bedeutend abweichenden Weise auffaßt, so kann er die Versicherung geben, daß seine Darstellungen das Ergebniß langjähriger ernster und sorgsamer wissenschaftlicher Forschungen und Prüfungen sind. Mögen Andere die Dinge in abweichendem, selbst entgegengesetztem Lichte betrachten, — der Verfasser nimmt nichts weiter für sich in Anspruch,

als das einfache Recht, seine Ansicht und Ueberzeugung, ohne sie irgend Jemandem aufdrängen zu wollen, nach bestem Wissen und Gewissen ebenso offen auszusprechen, wie es bisher zahllose Andere in entgegengesetzten Richtungen gethan haben. Daß der Unterzeichnete nicht geschrieben hat, weder um Polemik zu treiben, noch um Andere muthwillig zu kränken, dafür dürfte wol sein Alter bürgen. Wer bereits stark in den siebenziger Altersjahren steht, wird wol voraussetzen dürfen, mit Beschuldigungen der angedeuteten Art verschont zu bleiben.

München (Gabelsberger Straße 18),
im Mai 1880.

G. Fr. Kolb.

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Unbestreitbar ist der voranstrebende menschliche Geist in der doppelten Richtung: Erweiterung des Wissens und Verbesserung der materiellen Verhältnisse, zu Staunen erregenden Resultaten gelangt. Die heutige Generation, herangewachsen unter den jetzigen Zuständen, weiß sich kaum einen vollkommen ausreichenden Begriff zu bilden von den Verhältnissen, unter denen ihre Eltern vor 50, 60 oder gar 80 Jahren lebten. Es war dies eine Zeit, in der es weder Eisenbahnen, noch elektrische Telegraphen gab, in der man sogar des Streichzündhölzchens entbehrte und in welcher mitunter die Gelehrtesten, die, wie sie meinten, thörichten Bemühungen jener Wenigen verlachten, welche an der Möglichkeit eines Enträthselns der ägyptischen Hieroglyphen oder gar der persischen oder anderer Keilschriften nicht verzweifelten. Damit sind Veränderungen angedeutet, blos aus einer Spanne Zeit im Völkerleben.

Wie gewaltig aber auch diese Erfolge sind, und wie unberechenbar die weiteren Fortschritte sein werden, welche die bereits erlangten Resultate für die fernere Zukunft verbürgen, — den Urgrund der Dinge hat nicht nur noch Niemand enthüllt, sondern wird wol auch in den künftigen Jahrtausenden schwerlich Jemand erforschen. In früheren Zeiten begnügten sich die Menschen mit meist höchst wunderlichen Phantasiegebilden, welche Priester als Geogonieen, Weltschöpfungsgeschichten, ausdachten; jeder Zweifel daran galt wol als Sünde und Verbrechen gegen die Gottheit, wie man sich dieselbe eben vorstellte. Das mochte ausreichen für das Kindesalter der Menschheit; heute genügt es nicht mehr für den, dem die Resultate der neuzeitlichen Forschungen nicht ganz verschlossen geblieben. Die Materie bildet das All, ohne sie gibt es nichts. Aber wie entstand die Materie? wie entstanden die Gesetze, nach denen sich Alles regelt?

„Alles muß doch einen Schöpfer haben", sagte man früher allgemein, und meinte damit die Existenz eines persönlichen Gottes (den man sich allerdings sehr verschiedenartig vorstellte) unwidersprechbar bewiesen zu haben. „Nun, wenn Alles einen Schöpfer haben muß, wer ist da der Schöpfer dieses Gottes?"

antworten mit logischer Consequenz die Materialisten. Wenn sie aber fortfahren: „die Welt — die Materie — ist von Ewigkeit!" so ist dies selbst wieder nicht eine Enthüllung des Urgrundes der Dinge, sondern ein Umgehen der Frage, die Substituirung eines Räthsels an Stelle einer allerdings unhaltbaren Hypothese.

Wir Menschen, gebannt an ein verschwindend kleines und unbedeutendes Pünktchen im unermeßlichen Universum, vermögen es nun einmal nicht, den letzten Grund der Dinge zu erfassen, — Entstehung des Weltalls und welche sonstigen Fragen sich daran knüpfen. Wir vermögen es so wenig, wie ein Würmchen auf dem Flachland, wäre es auch mit Verstand ausgestattet, die ihm völlig unbekannten Zustände auf dem Gipfel eines Eisberges oder in der Tiefe des Oceans sich zu denken vermöchte.

Wir können nur einzelne Wahrnehmungen machen, und daraus hie und da eine allgemeine Folgerung ziehen.

In dieser Beziehung hat die neuzeitliche Wissenschaft namentlich zu der wichtigen Erkenntniß geführt: Ein in der Welt vorhandener Grundstoff kann niemals wirklich vernichtet werden; dagegen ist kein in der Welt vorhandener Organismus unveränderlich oder von ewiger Dauer. Alle Naturerscheinungen stehen in einem gesetzmäßigen Zusammenhang; die Naturgesetze umfassen das Größte wie das Kleinste, und alle beruhen auf der Consistenz der Materie. Die Erde insbesondere, unendlich älter als man vordem zu fassen vermochte, unendlich älter namentlich, als die von den Christen adoptirten, auf babylonisch-assyrischer Grundlage beruhenden Religionsbücher der Juden annahmen, hat schon die gewaltigsten Veränderungen erfahren, und wird solche in gleicher Weise auch ferner zu bestehen haben, so daß selbst ihre Existenz, ja auch die der Alles belebenden Sonne, in der jetzigen Weise nicht von ewiger Dauer sein wird. — Der Mensch ist nicht erst geschaffen worden, nachdem die jetzigen allgemeinen Zustände hergestellt waren; er hat sich vielmehr entwickelt in diesen Zuständen und mit denselben; er war bereits ein Zeitgenosse des Mammuth, Höhlenbärs und anderer untergegangener Thierarten, dabei von der Natur angepaßt solcher Umgebung. Denn der Mensch erschien keineswegs, gleichsam mit einem Schlage hervorgezaubert, als vollkommenes Wesen, sondern er mußte sich im Gegentheil aus einem thierartigen Zustande selbst emporarbeiten, gemäß seiner Natur, in entsprechender, langsamer Entwicklung seiner körperlichen und der damit, gemäß seinem physischen Organismus, verbundenen und davon untrennbaren geistigen Kräfte. Mag man auch der Ansicht sein, daß die Darwin-Häckel'sche Theorie, welche alle vorhandenen Organismen von einem einzigen Urkeim, alle vorhandenen Thiere von einer einzigen Art abzuleiten sucht, bedeutender Beschränkungen bedürfe, so läßt es sich doch nicht bezweifeln, daß Menschen und Thiere wesentlich gleichen Ursprungs sind, wie dies schon

die vielfache Uebereinstimmung des Körperbaues der Ersten mit dem der höheren Thierarten documentirt.

Ging nun der Mensch aus dem rohesten thierischen Zustande hervor, so bedurfte er schon zur ersten Entwicklung, nur um zu dem Stadium der heutigen Wilden zu gelangen, fast unendlich langer Zeiträume. Der Kampf ums Dasein trieb ihn — ihm selbst lange, lange unbewußt — zur allmählichen Ausbildung seiner körperlichen und der damit verbundenen geistigen Fähigkeiten, und dabei ergab sich seine Perfectibilität vermittels der Intelligenz. Allerdings ist er im Großen den rohen Naturkräften unterworfen; allein die Entwicklung dieser Intelligenz befähigt ihn, in ziemlich ausgedehntem Maße, nicht nur schädliche Einflüsse zu vermeiden und nützliche künstlich herbeizuführen, sondern selbst die rohen Naturkräfte in bedeutendem Umfange sich dienstbar zu machen und zu verwerthen.

Es wurde in der jüngsten Zeit, sogar unter (mißbräuchlicher) Berufung auf den Darwinismus, die eigentlich längst abgethane Theorie wieder aufzustellen versucht: der Mensch, unbedingt abhängig von der Natur und ausschließlich den Geboten einer eisernen Nothwendigkeit folgend, vermöge überhaupt an seinem Loose nichts zu verbessern. Alle Ereignisse, von denen die Geschichte erzähle, hätten, als Folgen dieser Nothwendigkeit, kommen müssen, genau so wie sie eben eingetreten; selbst die Hexenverbrennungen, die Gräuel der Inquisition, die Bartholomäusnächte und die Hinrichtungen in der französischen Revolution, — sie seien absolut „nothwendig“ gewesen, hätten durch nichts abgewendet, nicht einmal gemildert werden können, denn schwerlich sei auch nur Ein Kopf zu viel abgeschlagen, Ein Mensch zu viel verbrannt worden. Auch die Kriege, die Gewaltthaten aller Art, seien die naturnothwendigen Ergebnisse des „Kampfes ums Dasein“. Und so werde es fortgehen im ganzen ferneren Lauf der Geschichte! — Aber — ist diese Theorie etwas Anderes, als ein Galvanisirungsversuch der mohammedanischen Fatalitätslehre in ihrer krassesten Auffassung? Wohin man damit kommt, zeigt der heutige Zustand der mohammedanischen Völker. Wäre diese Auffassungsweise richtig, so müßte das Studium der Geschichte — weil man aus derselben ja doch absolut nichts lernen könnte, und weil Alles auch in Zukunft eben von selbst kommen werde wie es kommen müsse, gleichviel wie die Menschen sich abmüheten — einfach als nutzlose Vergeudung von Mühe und Zeit angesehen werden. Doch dem ist nicht so. Die edlere, vielfach erfolgreiche Tendenz der fortschreitenden und vor Allem der wissenschaftlichen Cultur ist, nach dem treffenden Ausdruck Eduard Tyler's (Anfänge der Cultur), „aus der Vergangenheit Nutzen zu ziehen, ohne ihr die Gegenwart zu opfern.“

Daß dieses Streben aber keineswegs ein vergebliches ist, daß der rohe „Kampf ums Dasein“, die brutale Herrschaft der größeren physischen Gewalt

das Grundgesetz der Menschheit nicht bildet, zeigt ein Blick auf den Zustand der cultivirten, gegenüber dem der wilden und der halbcultivirten Völker. Nicht in Folge größerer Körperkraft, sondern vermöge ihrer höhern geistigen Entwicklung beherrschen die arischen Nationen die ganze Welt.

Es ist unter Umständen unzweifelhaft verdienstlich, die Ursachen zu erforschen, wie es kam, daß Hexenprocesse, Judenverbrennungen, Inquisition u. s. w. stattfanden, vielmehr wie die Menschen auf solche entsetzliche Irrwege gebracht werden konnten. Aber daß diese Gräuel den Menschen nützlich, daß sie zu ihrer Entwicklung sogar unerläßlich, ja natur-nothwendig gewesen seien, wird Niemand zu beweisen vermögen.

Allerdings gibt es eine menschliche Willensfreiheit in der Weise nicht, wie man sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Schon der scharf blickende Spinoza hat dies gezeigt, und der edle Quetelet hat sogar statistisch dargethan, daß selbst in denjenigen Erscheinungen, in denen die menschliche Willensfreiheit sich am deutlichsten müßte erkennen lassen (z. B. Verlobungen, speciell solchen Eheschließungen, bei denen noch nicht 30jährige Männer — Frauen von mehr als 60 Jahren heirathen), auch der Zahl nach eine Regelmäßigkeit sich kund gibt, welche weit eher an das unbedingte Dictat des schlimmsten Gewaltherrschers (der dem Volke z. B. genau so und so viel solcher seltsamen Eheschließungen im Jahre als Tribut auferlegte), als an einen freien Willen der Betheiligten denken lassen.

Jene Theorie aber, welche vermittels des Schlagwortes „Naturgesetz" jeden Widerspruch ohne alle weitere Begründung beseitigen zu können glaubt, übersieht das hochwichtige Moment, daß die Entwicklung der menschlichen Vernunft und deren Anwendung eben auch ein Naturgesetz ist. Der Mensch konnte, in der höheren Bedeutung des Wortes, erst „Mensch" werden durch Entwicklung seiner Intelligenz, indem er Lehre zog aus der Erfahrung, sich hütete vor Dingen, die üble Folgen herbeiführten, dagegen wiederholte, was sich ihm als nützlich erwies. So erscheint die Intelligenz eben auch als Factor, und zwar als gewaltiger Factor, welcher vermittels der Erkenntniß eine moralische Nöthigung, eine zwingende Macht ausübt, nicht weniger als ein physisches Verhältniß es im Stande ist. Allerdings vermag man der von den Vertretern der bezeichneten Anschauung aufgestellten Behauptung nicht zu widersprechen, daß, wenn einst die Erde im Weltall sich auflösen und das Material abgeben werde zu ganz andern, neuen Schöpfungen, alsdann auch das jetzige Menschengeschlecht zu existiren aufhören müsse, und alle Mühen und Anstrengungen alsdann vergeblich gewesen sein würden. Die ganze bisherige Entwicklung beweist aber jedenfalls, daß wir von einer derartigen Katastrophe noch unendlich entfernt sind, wol noch auf Hunderttausende oder Millionen von Jahren hinaus. Es bleibt somit Zeit genug, um der aufgewendeten Mühe in

der sichern Zwischenzeit zu lohnen, und die Früchte der Arbeit zu genießen. Treten doch jeden Augenblick zahllose materielle Beweise vor unsere Augen, daß wir uns heute, Dank den rationellen geistigen und körperlichen Anstrengungen, in ganz andern Zuständen befinden, als vor einem halben Jahrhunderte, oder als unsere Eltern in noch früherer Zeit. Was die Menschheit in höherem Sinne geworden, — sie konnte es nur werden durch Anwendung ihrer eigenen Kraft, vermittels Entwicklung der Intelligenz, gerade gegenüber den rohen Kräften der Natur, und sie genießt auch allerdings die Erfolge ihrer Anstrengungen. Es gilt dies in geistiger, es gilt aber ebenso auch in rein materieller Hinsicht. Die Statistik hat längst nachgewiesen, daß die Verbesserung der Wohlstandsverhältnisse zugleich eine Verlängerung des menschlichen Lebens in sich schließt, die sonach nicht an sich Wirkung der rohen Naturkräfte ist, sondern einen bedeutenden Sieg der durch eigene Anstrengung entwickelten Intelligenz über jene Naturkräfte constatirt.

Jeder einzelne Zweig der menschlichen Entwicklung trug — unmittelbar oder mittelbar — bei zur Ausbildung auch aller andern Zweige, des Ganzen. Unter den einzelnen Momenten tritt uns als entschieden wichtigstes die Bildung der **Sprache** entgegen. Sie ist (wie namentlich Lazarus Geiger gezeigt hat) die Grundlage der höhern Entwicklung der Vernunft. Allerdings geht Geiger etwas zu weit bei seiner Annahme, der Begriff entstehe erst mit dem Worte, fast möchte man sagen: durch das Wort. Denn auch das Thier beweist einen gewissen Grad von Begriff und Vernunft, und auch dem ungebildeten Taubstummen wird man beides, Vernunft und Begriffsvermögen nicht abstreiten können. Die Sprache hat also die Vernunft zwar nicht erschaffen, wol aber zur höheren Entwicklung gebracht. Materielle Verbesserungen schritten dann mit intellectuellen gleichmäßig weiter. Hier bezeichnet die Kunst des **Feuerentzündens** den Beginn einer gewaltigen neuen Aera. Das Feuer ist uns in zahllosen Verhältnissen des Lebens dermaßen unentbehrlich, daß man wol sagen kann, ohne Feuer konnte der Mensch nur wenig über den Zustand des Thieres sich erheben. Um so mehr muß erwähnt werden, daß (wie die Schussenrieder Funde zeigen) schon zur Eiszeit eine künstliche Bereitung von Feuer stattfand. Auch dahin gelangte man schon in einer frühen Periode, daß die rohe physische Gewalt nicht mehr das allein maßgebende Moment bildete. Geistiger Aufschwung und physisches Wohlergehen des menschlichen Geschlechtes stehen in untrennbarem Wechselverhältnisse; das physische Elend zieht das geistige nach sich und führt zu einem Verkümmern auf beiden Gebieten. Nicht das Erdenken neuer Moralsätze, sondern die Entwicklung der Intelligenz und die Verbesserung der materiellen Zustände ist es, wodurch die Fortschritte der Menschheit ermöglicht und gefördert werden.

Es entstanden die ersten, durchaus rohen **Religionen.** Sie gingen wol

nur aus der, auf Schwäche und Unwissenheit beruhenden Furcht hervor. Ein kräftiger Mann lag regungs- und leblos, lag todt da, ohne daß man eines Feindes ansichtig wurde, dem Widerstand geleistet werden konnte. Angst und Schrecken vor dem unsichtbaren, mächtigen Feinde waren die natürlichen Folgen; man suchte ihn zu beschwichtigen, zu gewinnen, durch Opfer, auch des Theuersten, was man besaß, selbst des eigenen Kindes. Mangel an Wissen, an Kenntnissen und Intelligenz war und ist der Urgrund der vermeintlichen Religionsbedürftigkeit der Menschen. Vor dem macedonischen Alexander hatten die Scythen keine Furcht, wol aber davor, daß einmal der Himmel einstürzen möchte. Die populärsten Götter in Indien sind noch heute diejenigen, mit welchen die Vorstellungen des Schreckens am lebhaftesten verknüpft sind. Aus Furcht kam man sogar zur Anbetung der schädlichsten Thiere, wie des Krokodils in Aegypten; noch jetzt tödten die Bewohner Sumatra's nur höchst ungern einen Tiger. Mangel an Erkenntniß, Unwissenheit ist es, was in dieser Beziehung Furcht erzeugt, die ihrerseits den Aberglauben hervorruft, erhält und nährt.

Man kam zu den „geoffenbarten" Religionen. Wir wollen das Lob gar nicht mißkennen, das ihnen so reichlich und ausschließlich zu Theil wird. Aber man darf auch die Kehrseite nicht ignoriren. Die geoffenbarten Religionen beruhen auf Mirakeln; sie können dieselben nicht entbehren, denn gerade die „Wunder" bilden ihre Beglaubigung, — die Wunder, deren jedes ausdrücklich einen Umsturz der ewigen Gesetze der Natur documentiren soll. Eben damit aber werden sie, auch wenn es gar nicht beabsichtigt ist, zu Stützen des Aberglaubens und statt zu Förderungsmitteln der Cultur und der Wissenserweiterung, vielmehr zu entschiedenen Hemmnissen derselben. Hinwieder sehen wir, daß mit Erweiterung des Wissens die Gläubigkeit allenthalben sich vermindert — vielmehr sich verringern muß.

Geoffenbarte Religionen sind überdies ihrer Natur und ihrem behaupteten Ursprunge nach nothwendig exclusiv, und damit intolerant. Da ihre Lehren unmittelbar von Gott selbst herrühren sollen, so muß der Gläubige folgeweise jede andere — gleichfalls geoffenbarte oder auch nicht geoffenbarte — Religion als falsch und der Verdammung verfallen ansehen und ihre Vernichtung als ein in den Augen der Gottheit selbst hochverdienstliches Werk betrachten. So ist es gekommen, daß diese Religionen sich gegenseitig nicht nur theoretisch für falsch erklärten und bekämpften, sondern daß im Namen derselben die entsetzlichsten Gräuel verübt wurden. Als die alten Juden die frühern Bewohner Palästina's ausrotteten, wähnten sie ein Jehovah wohlgefälliges Werk zu vollbringen; die Gewaltthaten der Moslim's sind bekannt; aber gerade im Namen der „Religion der Liebe" wurden die raffinirtesten Ungeheuerlichkeiten verübt; man denke nur an die Verfolgung der römischen Heiden nach Constantin's Zeit, dann an jene der Arianer, obwol diese selbst Christen waren, an Karl's Sachsen- und der

Spanier Indianerbekehrungen, an die Vertilgung der Albigenser, die Judenmorde und Hexenverbrennungen, die Scheiterhaufen der Inquisition bis herab zur Servet's Verbrennung durch den frommen Reformator Calvin. Und man kann Diejenigen, welche jene schrecklichen Thaten begingen, nicht einmal unbedingt verdammen. Abgesehen von einzelnen Heuchlern, denen die Religion blos als Vorwand diente, handelten diese Menschen meistens in gutem Glauben, geleitet von dem Wahne, Großes und Edles, nur Gott Wohlgefälliges zu vollbringen und sich eine höhere Stufe im Himmel zu sichern. So sehen wir denn in den verschiedensten Ländern, daß auch wohlgesinnte Menschen blutgierige Fanatiker wurden. Daraus erklärt sich die historische Thatsache, daß wirkliche religiöse Duldsamkeit immer nur dann und in dem Maße zur Herrschaft gelangte, wenn und in so weit die volle Gläubigkeit wenigstens in den maßgebenden obern Kreisen gewichen war. So unter den Chalifen im Orient und im maurischen Spanien, so in Europa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. (Eifrige Gläubige fühlen sich verletzt, wenn man an jene allerdings entsetzlichen historischen Thatsachen erinnert. Sie sollten es im Gegentheil für dringend geboten erachten, jenes Treiben stets aufs Aeußerste zu verdammen, um solche Verbrechen als im principiellen Widerspruch mit ihren Anschauungen erscheinen zu lassen. Freilich dürften Encyclica und Syllabus, ebenso wie Knaak'scher und Stöcker'scher „Evangelismus", wo immer diese walten, die Berechtigung zur Verdammung jener Gräuel erschweren.)

Der Mohammedanismus — die jüngste der geoffenbarten Religionen — hat deutlich gezeigt, daß die in dieser Lehre herangewachsenen Völker einen geistigen Aufschwung nur in der Periode erlangten, in welcher sie thatsächlich ungläubig wurden, während mit dem Siege der Orthodoxie ihr Verfall begann. Heute kann man überall in Europa vernehmen, der Koran — ihre Offenbarung — mache ein Emporkommen unmöglich, — ihre Religion bilde das Hinderniß. Factisches, wenn auch nicht formelles, Lossagen von dieser Orthodoxie wäre also, wie es dies schon früher war, die Vorbedingung eines neuen Aufschwunges.

Die blinde Gewöhnung an das, was als heilige Ueberlieferung der Eltern und Voreltern gilt, ist der wichtigste Grund, warum die Religionen zu allen Zeiten nur höchst langsam und widerstrebend den geistigen Fortschritten die ihnen gebührende Stelle einräumten. Der geistvolle Engländer Tyler meinte sogar bis zu dem Ausspruche gehen zu können, die verschiedenen Culten seien nur Uebertragungen (er bezeichnet es sogar als „Ueberlebsel") aus einem niedrigeren Stadium des menschlichen Geistes, „die nicht kraft der ihnen inne wohnenden Wahrheit, sondern nur weil die Vorfahren daran glaubten" (auf Grund der von der frühesten Jugend an eingeflößten Meinung), „auch bei den Nachkommen noch Anerkennung beanspruchten."

Der Mensch hat, gerade was seine religiösen Begriffe anbelangt, Stadien durchlaufen, welche keineswegs immer Fortschritte bilden, vielmehr häufig genug als das Gegentheil bezeichnet werden müssen, und dies nicht blos in den ganz entfernten Zeiten, jenen der organisirten „Menschenopfer", sondern selbst in sehr späten Perioden. Der Bigottismus ersann die raffinirtesten Peinigungs- und Abschlachtungsweisen, wie sie die furchtbarsten Bestien gegen ihre Stammesgenossen nie verüben, nie verüben können.

Man behauptet wol, wenn Anschauungen wie die obigen zur allgemeinen Geltung gelangten, so würde ein heilloser Zustand eintreten. Wir glauben das Gegentheil — abgesehen davon, daß es jedenfalls noch lange dauern wird, bis eine solche Periode zu gewärtigen steht.

Ansichten über Religion wie die obigen sind nun einmal vorhanden und lassen sich nicht mehr aus der Welt verdrängen; sie mußten sich von dem Moment an, in welchem man zu der Erkenntniß gelangte, daß die Erde nicht das Weltcentrum, sondern nur ein um die Sonne sich drehendes Pünktchen im gewaltigen Universum bildet, in immer weitern Kreisen verbreiten. Solche Ansichten haben denn namentlich in vielen Angehörigen der gebildeten Classen bereits feste Wurzel gefaßt, und die nicht mehr aufzuhaltende Fortentwicklung der Naturwissenschaften sichert ihnen für die Zukunft immer weitere und intensivere Ausbreitung. Es könnte sich also nur noch darum handeln, Diejenigen, welche nun doch einmal kirchlich ungläubig sind, zu veranlassen — sei es auf Drohungen hin, oder aus vermeinten Nützlichkeitsrücksichten — einen Kirchenglauben äußerlich zur Schau zu tragen, den sie in Wahrheit nicht besitzen. Gerade damit wäre aber ein Zustand der Scheinheiligkeit und Heuchelei herbeigeführt, der unmöglich andere als unheilvolle Folgen nach sich ziehen könnte. Es wäre ein Zustand begründet, wie zur Zeit der römischen Auguren, die sich nur lächelnd ansehen konnten, oder wie in der Periode des ungläubigen Leo X., der bei seinen Vertrauten über ista de Christo fabula spottete, oder auch wie theilweise gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der „guten Gesellschaft": Frivolität und Heuchelei auf der einen, Rohheit und Erbitterung auf der andern Seite. Die Moral wäre durch solches, leicht zu durchschauendes Trugsystem wirklich in der gefährlichsten Weise untergraben, Sittlichkeit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit an der Wurzel vergiftet.

Man lasse jede religiöse Ansicht frei, jeden Glauben, aber auch jeden Unglauben. Es wird immer Menschen von sehr verschiedenen religiösen Bedürfnissen geben, je nach der abweichenden Entwicklung ihres Gemüthes, Verstandes, Wissens und zahlloser anderer Einflüsse. Mögen Alle gerade auch in der Religion offen ihrer Ueberzeugung gemäß leben, Jeder mit seinem Gewissen sich in Einklang setzen. Die Aufgabe des Staates wird es sein, nur da hindernd einzuschreiten, wo Einer den Andern zu bedrücken sucht. Der Zustand,

der sich danach ergibt, wird wahrlich unendlich besser sein als jener einer kirchlichen Heuchelei und Unwahrheit, der Täuschung und des Truges.

Der gewaltigste geistige Fortschritt nach Bildung der Sprache war die Erfindung der **Schrift**. Wie viel Tausende, vielleicht Zehntausende von Jahren mögen zwischen diesen beiden Riesenfortschritten liegen! Unzweifelhaft drängte das wachsende geistige Bedürfniß zur Herstellung einer Schrift, und zwar nicht blos bei einem Volke, sondern bei jedem, das einen gewissen Culturgrad erreicht hatte. So mußten wesentlich verschiedene Schriftarten entstehen. Die Hieroglyphen der Aegypter und die Keilschrift der Babylonier, dann die Zeichen der Chinesen und die der Mexicaner beruhen unter sich, wie insbesondere gegenüber der Buchstabenschrift der Inder und Phönizier, auf verschiedener Basis. Mag auch die Vermuthung der Verwandtschaft einiger dieser Schriftarten begründet sein, so läßt sich dies doch schwerlich von allen behaupten, und es ist augenscheinlich, daß keineswegs alle diese Zeichen Nachahmung einer Urschrift sind, sondern daß es sich wenigstens mehrfach um selbsteigene Erfindungen handelt, die übrigens sicherlich nirgends urplötzlich fertig aus einem Haupte entsprangen, sondern von den rohesten Anfängen langsam sich entwickelten.

Von dem frühesten historischen Erscheinen der Menschen an ist ein Unterschied der **Rassen** unverkennbar. Wie entstanden diese Varietäten? Nach der Darwin'schen Lehre muß man (allerdings in sehr abweichender Weise von der Bibel) einen einheitlichen Ursprung aller Menschen, — aber auch einen einheitlichen mit den Thieren oder wenigstens den höheren Thierarten — annehmen. Es drängt sich dabei die Frage auf: Sollte die Natur sich schon mit einer einzigen Zeugung erschöpft haben, während sie doch im Uebrigen ihre Samen mit verschwenderischer Fülle auszustreuen pflegt, so daß weitaus das Meiste davon zu Grunde geht, ohne nur irgend zur Entwicklung zu gelangen; oder läßt sich annehmen, daß sie, die Natur, ihre Gebilde mehrmals, und zwar unter verschiedenen klimatischen und sonstigen Verhältnissen mit Modificationen wiederholt hat? Diese Frage dürfte nicht so unbedingt entschieden sein, wie man häufig annimmt. Sie ändert jedoch nichts an der wichtigen Thatsache, daß die Menschen, ebenso wie in physischer Beziehung wesentlich gleich, jedenfalls auch intellectuell den nämlichen Entwicklungsgang durchmachen mußten: der Urzustand der Menschen, mögen sie einer Rasse angehören welcher sie wollen, war ein thierischer; sie standen unendlich tiefer als alle Wilde, die wir kennen; aus dem Zustande der Bestialität mußten sie, durch Entwicklung der in ihnen schlummernden, ihnen selbst unbewußten geistigen Fähigkeiten zu dem, was wir heute unter „Menschen" verstehen, sich mühsam emporarbeiten. Dies aber war nur möglich in Zeiträumen gleichsam von unendlicher Dauer. Während also die jüdische und andere asiatische Religionslehren den Menschen bei seiner Schöpfung im Zustande der Fehlerlosigkeit und Vollkommenheit, wie des höchsten Glückes

erscheinen lassen, und während die Dichter der vorzüglichsten Culturnationen des Alterthums ein vollendet glückliches, ein „Goldenes" Zeitalter an den Anfang der Dinge setzen, können wir uns nicht mehr darüber täuschen, daß die Wirklichkeit geradezu das entgegengesetzte Bild darbot: die Menschheit ist nicht aus einem Zustande der Vollkommenheit und des Glückes in den der Unvollkommenheit und des Elends herabgesunken, sondern sie hat sich aus rein thierischen Verhältnissen sehr langsam erst zu den Zuständen der Wilden, dann allmählich zu den heutigen emporgearbeitet, welche, wie unendlich Vieles sie auch in jeder Beziehung zu wünschen übrig lassen, und obwol fast jeder Culturfortschritt selbst wieder neue Fehler und Laster im Gefolge hat, dennoch im Großen und Ganzen unvergleichbar höher stehend und relativ besser sind als jene thierischen Urzustände.

Damit kann und soll keineswegs behauptet werden, daß jede Zeitentwicklung an sich schon nothwendig einen wirklichen Fortschritt bilde. Sonst hätte auf die Blüthezeiten des Hellenen- und selbst des Römerthums nicht die Nacht des Mittelalters folgen dürfen. Es fehlt nicht an Rückschlägen, und auch die Neuzeit weist deren gar manche auf. Die Entwicklung der Intelligenz, insbesondere in allgemeinen Dingen, — diese Entwicklung intensiv und extensiv, — also was Gründlichkeit und Ausbreitung über größere Massen betrifft, wird (im stets langsamen Gange des Völkerlebens) jene Rückschläge schwächen und vermindern. Gerade hier wird es sich erproben, daß die Menschheit nicht ausschließlich das Spielzeug der rohen Naturkräfte ist, sondern daß die Völker vielfach die Schmiede ihres eigenen Looses sind.

Wir dürfen die obigen, die vorhistorische Zeit betreffenden Bemerkungen nicht schließen, ohne einer Entdeckung zu gedenken, mit welcher insbesondere die Freunde der Geschichte vor wenigen Decennien überrascht wurden. Skandinavische, dann schweizerische Forscher fanden unbezweifelbare materielle Ueberreste aus einer Zeit, in der die Menschen keine andere als steinerne Waffen und Geräthe besaßen. Es war das sog. „Steinzeitalter". Man kann an der Art der Bearbeitung der Steine ein (sehr naturgemäßes) Fortschreiten in der Geschicklichkeit dieser Bearbeitung wahrnehmen. Diese Periode geht, wie die in gleichen Lagerstätten aufgefundenen Knochenüberreste andeuten, bis zu den Zeiten zurück, während welchen der Mensch in den mitteleuropäischen Gegenden Zeitgenosse des Höhlenbärs, des Mammuth, des Rennthiers und des Auerochsen gewesen ist. Dann kam die Bronze- und die Eisenzeit. Anfangs hielt man diese für zwei verschiedene Perioden, neigt sich jedoch neuerdings der Ansicht zu, daß beide Arten von Waffen und Geräthen gleichzeitig in Anwendung kamen. Die Wohnstätten der damaligen Menschen waren, besonders in den Seegegenden der Schweiz, aber auch vielfach anderwärts, — auf eingerammten Pfählen errichtete Hütten im Gewässer, nahe dem Ufer, wie man ähnliche noch

heute bei Südseeinsulanern wahrnimmt. Seitdem der Sache die wohlverdiente Aufmerksamkeit zugewendet wird, hat man zahllose Geräthe, selbst Kleidungsstücke und Lebensmittel (Getreide, zerquetscht und durch Brand verkohlt) — allerdings in sehr primitiven Zuständen — an den Stellen solcher Pfahlbauten gefunden. Unzweifelhaft ragt diese Periode weit in diejenigen Zeiträume herein, aus welchen wir hinsichtlich anderer Länder bereits näher beglaubigte Urkunden besitzen. Selbst die verwendeten harten Steine, dann die Metalle, mußten in vielen Gegenden aus weiter Ferne herbeigeschafft sein, was schon für damals auf einen weit reichenden Handelsverkehr hindeutet. Nach den ermittelten Funden läßt sich annehmen, daß so ziemlich alle Urvölker Perioden des Stein-, dann des Bronze- und Eisenalters durchlebt haben, wie es denn als festgestellt betrachtet werden muß, daß alle wilden Völker, ohne wesentlichen Unterschied, im Allgemeinen die gleichen Uebergangsstadien durchgemacht haben.

Die Völker des Alterthums.

Das tiefe Dunkel, das uns die Urgeschichte der Menschheit verhüllt, und wenig mehr als Vermuthungen, Folgerungen aus der uns näher liegenden, bekannten auf die völlig unbekannte, fernere Vergangenheit, also blos mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen zuläßt, — weicht allmählich einem Dämmerlicht. Es zeigen sich bestimmt erkennbare Anhaltspunkte; die Geschichte beginnt. Es ist geradezu staunenerregend, welche wunderbare Erfolge der menschliche Forschungsgeist im Enträthseln der noch vor einem Jahrhundert für unerklärbar gehaltenen alten Schriftzeichen erlangt hat. Während man sonst die meist naiv-kindlichen Religionsbücher der Juden mit ihren Mirakeln und andern Unbegreiflichkeiten und dem eng begrenzten Gesichtskreis ihrer Verfasser für die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts ansah, damit allein aber nur einen für die Geschichtsforschung völlig unzulänglichen Boden erlangen konnte, — während man darnach wesentlich auf die, einer philosophischen Anschauungsweise und eines weiteren Horizonts sich erfreuenden, indeß eben doch viel späteren Griechen, insbesondere Herodot, sich beschränkt sah, — ist das früher für unmöglich Gehaltene gelungen: sowol die seltsamen ägyptischen Hieroglyphen, als auch die mindestens eben so sehr angestaunten Keilschriften der Assyrer und Babylonier, der Turanen und der Perser werden gelesen und verstanden, und sie geben klare, bestimmte, feste Aufschlüsse über vielfache Vorgänge und Zustände, ja sie constatiren theilweise Zeitperioden, die unendlich weiter zurück reichen, als sogar nach den höchst unsichern Daten der Bibel, bei

gläubigem Zusammenzählen der fabelhaften Patriarchen-Altersjahre, angenommen werden konnte. Selbst die ältesten ägyptischen Denkmäler beweisen einen Culturgrad, zu dessen Erlangung jedenfalls viele Tausende von Jahren bewußter körperlicher und geistiger Arbeit nothwendig waren. Und auch anderweite Untersuchungen liefern sogar materielle Beweise für die Richtigkeit dieser Annahme. Nicht blos vereinzelte, sondern hundertfach wiederholte Bohrungen in Unterägypten haben Scherben und Ziegel — Producte bewußter menschlicher Thätigkeit — aus Tiefen von 60, ja von 72 Fuß zu Tage gefördert, aus Tiefen, welche so hoch zu bedecken der Nilstrom, nach den genauesten Messungen und Berechnungen wol 10, 12 oder 15,000 Jahre lang seinen Schlamm hier ablagern mußte. Ganz entfernt und ganz unabhängig davon entwickelte sich im fernen Ostasien, in China, etwa gleichzeitig, eine andere eigenthümliche Cultur. Beide, die ägyptische und die chinesische, ragen, Pics ähnlich die aus dem Ocean sich erheben, vorerst noch vereinzelt, aus der ältesten Geschichte empor; daß die dortigen Bildungsfortschritte in Wirklichkeit so ganz abgeschlossen gewesen, und ohne alle Wirkung auf die Nachbarvölker geblieben seien, wird indeß immer unwahrscheinlicher, insbesondere in dem Maße, in welchem aus den entzifferten Inschriften im Nillande erwiesen ist, daß man dort schon sehr frühe mit andern Völkern von den Küsten und Inseln des asiatischen und europäischen Mittelmeeres und der mehr östlich und südlich gelegenen Länder Asiens thatsächlich in Berührnng kam (selbst Sardinier — Sardana — werden als solche unter der Leibwache des Pharao Ramses III aufgeführt).

Beiläufig vom 11. oder 12., noch ungleich mehr aber vom 8. oder 9. Jahrhundert vor Beginne unserer Zeitrechnung an besitzen wir etwas nähere und im Allgemeinen verlässige Kunde von einer ganzen Reihe weiterer Völker: Juden, Phönizier, Assyrer, Babylonier, und getrennt davon auch Inder, treten außer den vorhin Genannten als organisirte Völker in schon bedeutend entwickelten Culturstadien hervor, und es erscheinen bereits selbst die Hellenen, die bald alle andern weitaus überflügeln sollten. Eine absolute Abgeschlossenheit der Nationalitäten, ihrer Bildung und ihres Wissens, in dem Umfange wie man früher annahm, bestand, wenn überhaupt jemals, doch sicherlich jetzt nicht mehr. Abgesehen von den, weit entfernt von den übrigen wohnenden und einer sehr verschiedenen Rasse angehörenden (mongolischen) Chinesen, findet man bei allen diesen Nationen Spuren, welche auf ein Uebertragen, eine Verpflanzung von mancherlei Dingen von diesem oder jenem andern Volke zweifellos hindeuten. Aber allerdings darf man dabei nicht an einen dem neuzeitlichen ähnlichen Verkehr denken. Das Streben nach Abschließung war wirklich in hohem Grade vorhanden, es konnte nur nicht unbedingt durchgeführt werden. Wol aber reichte es in seinen Wirkungen aus, eine allgemeine, gleichartige Cultur nicht zur Entwicklung gelangen zu lassen. So kam es denn, daß jede

der hervorragenden Nationen des Alterthums einen eignen, von jedem andern wesentlich geschiedenen Culturkreis bildete. Selbst den so philosophischen Griechen waren die Ausländer nur Barbaren, und die Römer bezeichneten mit dem gleichen Ausdrucke den Fremden und den Feind (hostis). Auch die Religion ward danach eingerichtet, indem man sich nur Local-, höchstens National-Gottheiten schuf, und erst in späterer Zeit, als die Römer eine Weltherrschaft zu begründen begannen, zeigten sie eine Toleranz gegen andere Götter und deren Anbeter, wie sie bei den monotheistischen Völkern nur dann möglich ist, wenn diese factisch dem Kirchenglauben entwachsen sind. Nach dem Gesagten ergibt sich das Bedürfniß, jedes der alten Culturvölker gesondert zu schildern. Selbstverständlich kann ein historischer Abriß, wie der vorliegende, nicht in eine Darstellung der einzelnen Verhältnisse eingehen. Was wir wesentlich zu ermitteln suchen, ist die Art und der Grad der Bildung, die jedes einzelne Volk erlangte; dann der Einfluß, den es auf die allgemeine Culturentwicklung ausübte, das Maß, in dem es zu dieser Culturentwicklung beitrug.

Chinesen.

Wenn wir mit diesem Volke beginnen, so geschieht es wesentlich, um die Darstellung der Verhältnisse der westlicher wohnenden Nationen, bei denen mehr oder minder wechselseitige Beziehungen bestanden, in unmittelbarer Aufeinanderfolge, also ohne Unterbrechung geben zu können. An sich reichen die Urkunden der Chinesen lange nicht so weit zurück, wie die der Aegypter. Erwiesen ist indeß, daß die Chinesen, räumlich und der Rasse nach getrennt von allen andern, somit selbständig aus sich heraus, schon vor wenigstens 4 bis 5000 Jahren, einen hohen Grad von Cultur im Allgemeinen besessen und in vielen Einzelheiten minutiös ausgebildet hatten. Das Volk erfreute sich schon in jener fernen Zeit einer vielfach entwickelten Bildung; der Staat eines vielgegliederten Organismus. Die Gesammtheit der Erscheinungen muß gerade in jenem Asien, das sonst Reiche mit fabelhafter Schnelligkeit entstehen und verschwinden sieht, um so mehr Staunen erregen, wenn wir deren Dauer berücksichtigen, welche die jeder andern Nationalität bei Weitem übertroffen hat. Denn während Aegypter, Babylonier, Assyrer, Phönizier, selbst Hellenen und Römer aus der Geschichte verschwunden und die Juden in aller Welt zerstreut sind, hat sich das chinesische Reich, wenn auch natürlich unter mancherlei Wechselfällen im Einzelnen, doch im Wesentlichen intact erhalten bis zum heutigen Tage.

Die Chinesen sind (wie namentlich der gründliche Forscher Plath gezeigt), nicht etwa ein eingewandertes Culturvolk; sie haben sich aus rohem Zu-

stande heraus entwickelt. Schon vor 4000 Jahren erfreuten sie sich erweisbar eines blühenden Ackerbaues; schon damals hatten sie künstliche Bewässerungen und zu diesem Behuf angelegte Kanäle. Es ward bereits Seide gewonnen, und deßhalb der Maulbeerbaum gepflanzt. Man bereitete ein geistiges Getränk aus Reis; noch scheint der Thee als Getränk unbekannt gewesen zu sein. Der Kalender nahm ein Jahr von 366 Tagen an, mit einer Eintheilung in Monate und Dekaden, statt Wochen.

Noch mehr als dieses muß es unsere Verwunderung erregen, daß die Chinesen bereits vor 4000 Jahren ihre Silbenschrift besaßen. Sie zählten und rechneten überhaupt nach dem Decimalsysteme. Welche enorme Zeiträume müssen vorangegangen sein, bis ein Volk aus ganz rohem Zustande und ohne Einwirkung von Außen zu solcher Höhe sich emporschwingen konnte. Wie viele Jahrtausende mögen dazu erforderlich gewesen sein!

Die älteste noch vorhandene Reichsbeschreibung, zugleich ein nach den einzelnen Provinzen geschiedenes Steueranlage-Verzeichniß bildend, stammt aus der Regierungszeit des Kaisers Yü — 2205 bis 2198 vor unserer Zeitrechnung, ist also jedenfalls vor etwas mehr als 4000 Jahren abgefaßt. Um das Jahr 934 vor Chr., also vor länger als 2800 Jahren, ward eine, wenn auch unvollkommene Art des Bücherdrucks erfunden; es war wirklicher Druck, doch allerdings mit unzerlegbaren Holztafeln. Geschrieben ward ursprünglich auf Bambustafeln; doch schon vor mehr als 2000 Jahren verfertigte man so gutes Papier wie heute; die Chinesen besaßen also ein Schreibmaterial, wie es die Europäer erst anderthalb Jahrtausende später erfanden. Ebenso hatten sie damals bereits eine Art Compaß.

Das Religionswesen, frei von einem Anspruch auf besondere göttliche Offenbarung, kannte nicht ein Beugen der Vernunft unter die Gebilde des Priesterthums. Die ganze Entwicklung erfolgte auf friedlichen Principien; Krieg ward verabscheut. Privatklagen gab es ursprünglich nicht; verurtheilte Verbrecher galten als Staatssklaven. Aber es gab auch noch keinen Privatgrundbesitz; alle Ländereien gehörten dem Gemeinwesen; sie wurden den Einzelnen gegen eine bestimmte Abgabe, meistens in Producten, zur Bebauung überlassen. Um das Jahr 600 v. Chr. findet sich übrigens der Privatgrundbesitz ziemlich allgemein. Von früh her meinte die Regierung Alles leiten, anordnen und beaufsichtigen zu müssen. So erscheint schon vor Jahrtausenden das Polizei-, auch speciell das Paßwesen merkwürdig ausgebildet.

Die Regierung war der Form nach absolutistisch, aber der Kaiser konnte thatsächlich nicht blind nach seiner Laune verfügen; das Recht des Widerstands gegen tyrannische Herrscher ward von den Gelehrten principiell ausgesprochen, vom Volke praktisch geübt. Eine Priesterschaft gab es nicht; der Familienvater war gleichsam Priester; von Dogmatik und Mythologie wußte man nichts;

gleichwol konnte es, in Folge der Beschränktheit des Wissens was die Naturkunde betrifft, an Aberglaube nicht fehlen, wie denn namentlich Wahrsagerei im Schwange war.

In späterer Zeit kam China in einen Zustand der Stagnation. Man hat dies mit Unrecht zu bestreiten gesucht. Selbstverständlich kann ein, bereits so weit entwickeltes und so zahlreiches Volk unmöglich von jeder Aenderung, jeder Neuerung abgehalten werden. Aber die Fortschritte, welche seit einer bedeutenden Reihe von Jahrhunderten stattfanden, stehen in keinem Verhältniß zur frühern Entwicklung; sie sind geradezu verschwindend gegenüber den großartigen Leistungen der Nation im grauen Alterthume. Selbst Peschel, der sich eifrig gegen die Ansicht erhob, daß bei den Chinesen in der Neuzeit überhaupt gar keine Aenderungen erfolgt seien, constatirt ausdrücklich, daß große Fortschritte nur im Alterthum vorkamen. „Der Chinese", sagt selbst dieser Schriftsteller, „hängt noch fest und zäh an der ersten Stufe, auf welcher sich die menschliche Gesellschaft zu gliedern beginnt" . . . So war es unvermeidlich, daß die Chinesen, die schon zwei Jahrtausende vor Christus nach Millionen zählten, ihre Gewerbe auf eine noch jetzt staunenswerthe Höhe empor heben konnten. Dabei blieb es aber. Ueberall bemerken wir, daß die Chinesen nicht über einen gewissen Grad geistiger Entwickelung hinaus gelangen. Sie haben selbständig eine eigene Schrift, aber nur Silbenzeichen, nicht Lautzeichen erfunden; sie hatten den Plattendruck längst gekannt, aber die früh benutzten beweglichen Typen wieder aufgegeben; sie hatten die Nordweisung der Magnetnadel entdeckt, aber benutzten sie nie als Compaß; sie kannten das Pulver, aber nie die Feuerrohre; sie haben das Rechenbrett, aber nicht den Stellenwerth der Zahlen erfunden, astronomische Vorgänge seit Jahrtausenden beobachtet, aber die Thierkreiseintheilung von auswärts sich zuführen lassen." Selbst der Zustand der chinesischen Sprache beweist, wie sehr die Nation in eine Stagnation gekommen. Diese Sprache nimmt, wie derselbe Verfasser ausdrücklich betont, unter den aller Cultur- und selbst nur Halbcultur-Völker, den untersten Rang ein. Wenige Momente zeigen „schüchterne Anfänge zur Wortbildung". Schon bei den Birmanen und Siamesen, die gleichfalls nur einsylbige Sprachen haben, ist eine bedeutende Entwicklung bemerkbar. Eine weite Kluft trennt bereits den Malayen von diesen allen.

Die nächste Periode wird zeigen, in wiefern eine Verschmelzung der chinesischen mit der europäischen Cultur möglich ist, und inwiefern die letzte einen wirklich befruchtenden Einfluß auf die erste ausüben wird. Jetzt noch sträubt sich China — völlig hinter Japan zurückbleibend — in krassester Weise selbst gegen die augenscheinlichsten materiellen Verbesserungen. Eine von Engländern angelegte kleine Eisenbahn ward durch die Regierung erworben, aber nur in der Absicht, diesen Schienenweg sofort zu zerstören! Zu übersehen ist übrigens

nicht, daß wenigstens ein Drittheil aller dermalen lebenden Menschen leiblich und geistig unter der Herrschaft des Chinesenthums steht.

Aegypter.

Unbestreitbar sind sie das älteste historisch erweisbare Culturvolk. Noch sind Denkmäler vorhanden, die nach ihren nun bestimmt enträthselten Inschriften vor 6—7000 Jahren geschaffen wurden, ja selbst Papyrusschriften, deren Alter sich mit aller Wahrscheinlichkeit zu sechsthalbtausend Jahren annehmen läßt, — Urkunden, deren so lange Erhaltung nur in Folge des so wenig zerstörenden Einflusses des ägyptischen Klimas möglich war.

Aegypten war schon den Griechen eine Art Wunderland. Die Nachrichten, welche man denselben (Herodot und Diodor) verdankte, gewährten bis zum jetzigen Jahrhundert die einzige Kunde über die Verhältnisse des Volkes und seine Geschichte; denn die colossalen Bauwerke mit ihren reichen Hieroglyphen-inschriften staunte man an, ohne das Geringste davon zu verstehen. Die Angaben in den Religionsbüchern der Juden aber gewährten, insbesondere so lange alle anderweiten Hilfsmittel fehlten, nur wenigbedeutende Aufschlüsse.

Der wunderbaren Enträthselung der Hieroglyphen — glücklich begonnen von Champollion — haben wir oben bereits erwähnt. Seitdem ist die Kunst des Entzifferns derselben so weit gediehen, daß man die Hieroglyphen mit einer Sicherheit übersetzt, fast wie die Werke aus einer lebenden Sprache in die andere. Die einheimischen Aufzeichnungen, geschmückt überdies mit zahllosen, meist wohl erhaltenen Abbildungen, bilden denn immerhin die Hauptquellen zur Kenntniß des alten Aegyptens; die Griechen und die Bibel treten entschieden in den Hintergrund; dagegen kam der für völlig unzuverlässig gehaltene Manetho (ägypt. Priester im Delta, im 3. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung) mit seiner langen Dynastieenliste wieder zu Ehren. Vieles von dem, was der im Allgemeinen so scharf beobachtende und fast für unfehlbar gehaltene Herodot berichtet, erweist sich als irrig.

Das Land hieß Kami = Chemi, das Schwarze, wol von dem dunkeln Boden des Delta und des sonstigen Nilüberschwemmungsgebietes; die Juden nannten es Mizrajim, — ein Dualis, weil die beiden Landestheile, Ober- und Unterägypten begreifend (die Einfügung eines besondern Mittelägyptens entstand erst später). Ueber den Ursprung und die Bedeutung des von den Griechen gebrauchten Namens Aegypten sind verschiedene Erklärungen versucht worden, von denen eine dahin geht, das Volk habe sich Gypti oder Kupti geheißen, ein Name, der sich wenig verändert bei seinen Nachkommen, den Kopten, bis zur Neuzeit forterhielt.

Das Delta galt schon den alten Griechen als Anschwemmung des Nil-

stromes. Man wird diese Annahme wol als richtig annehmen, aber die Anschwemmung muß dann jedenfalls schon in der vorhistorischen Zeit erfolgt sein, denn die Bruchstücke von Geräthschaften (Scherben rc.), welche man, wie bereits erwähnt, bei Bohrungen bis zu 72 Fuß Tiefe im Delta gefunden, deuten an, daß dieses Gebiet wol schon vor 12 oder 15,000 Jahren von Menschen bewohnt und bebaut war. Zur Ausfüllung eines so ausgedehnten Meeresgebietes durch den Strom bis zu dieser Höhe bedurfte es aber wahrscheinlich vorher schon gleichfalls mehrer Zehntausende von Jahren.

Die Griechen nahmen an, Aegypten sei von Süden, von Aethiopien her civilisirt worden; sie betrachteten die Aethiopier als das Urvolk der Cultur. Sicherlich mit Unrecht. Die Cultur ging vielmehr von der Küste des Mittelmeeres oder vielleicht auch der Landenge von Suez nach Süden, wahrscheinlich vom Delta aus den Nil hinauf; Aethiopien erlangte nur die letzten Ausläufer der ägyptischen Bildung.

Die Bevölkerung bestand aus Menschen von drei verschiedenen Rassen, worauf wol auch die Scheidung nach sog. Kasten beruhte. Ungemein zahlreiche noch jetzt vorhandene Abbildungen lassen den Rassenunterschied auf den ersten Blick erkennen. Es sind stark gebräunte Weiße mit schlichten Haaren, kraushaarige Neger und eigentliche Braune, die unverkennbaren Voreltern der heutigen Fellahs. Die Abbildungen zeigen nicht blos den Unterschied der Hautfarbe, sondern bezeichnen in trefflicher Charakterisirung den ganzen Typus und insbesondere die Physiognomie der verschiedenen Menschenarten. So wird, beim Anblick solcher Darstellungen (z. B. im britischen Museum) Jedermann augenblicklich die Juden von den übrigen Individuen unterscheiden. Die Braunen waren die Bauern und Nomaden; die Schwarzen erscheinen als Kriegs- und Haussklaven; die Weißen bildeten die herrschende Klasse, die höheren Stände, die Vertreter der Nationalität. Sie werden als Angehörige der in der Neuzeit sogenannten hamitischen Rasse bezeichnet, doch hatte wol schon eine bedeutende Mischung mit semitischem Blute stattgefunden.

Die Herrschaft der einen Nationalität über die andern bedingte einen Absolutismus, der sich besonders auf Grundlage des Religionswesens, dann des Königthums ausbildete, und nothwendig als ein die allseitige Entwicklung mannigfach hemmendes Element geltend machte. Nach den verschiedensten Beziehungen des Lebens wurden unüberschreitbare Schranken gezogen, die ein Aufsteigen (von einer Kaste in die andere) ausschlossen. (Solcher Kasten gab es bis zur Zeit Ptolemäus Euergetes vier, unter ihm ward, laut Decret von Kanopus, 238 vor Christus, eine fünfte gebildet.) Das ganze Verhältniß führte zu einem Zurückhalten der Niedrigen in Unwissenheit, als Vorbedingung für die Sicherheit der herrschenden Klasse. Nebenbei bestand, wie schon erwähnt, auch das Institut der Sklaverei. Wol vom Orient her hatte man die

Polygamie überkommen, die jedoch den Priestern versagt war. Da die Bauern, Angehörige eines ohne Zweifel gewaltsam unterworfenen Stammes, freies Eigenthum nicht erwerben durften, so blieb der Bodenanbau auf niedriger Stufe, sofern nicht die durch die Nilüberschwemmungen stets forterhaltene natürliche Fruchtbarkeit des Landes beinah Alles von selbst leistete. Die Ackerwerkzeuge waren roh, meist aus Holz, wenige aus Erz, keine in den früheren Perioden aus Eisen verfertigt. Bei der Weinbereitung hatte man, wie die vorhandenen Abbildungen zeigen, nicht einmal eine Kelter; die Trauben wurden in Säcken ausgewunden. Eine nahe liegende Erkenntniß des eigenen Nutzens veranlaßte die den Grund und Boden besitzenden Klassen, die damaligen Fellahs zur Anlage von Kanälen anzuhalten, um dadurch eine gute Bewässerung zu sichern.

Mit dem Gewerbstande war Erniedrigung verbunden. Gleichwol erlangten verschiedene Industriezweige einen bedeutenden Grad der Ausbildung. Vor Allem ist die Herstellung eines zudem sehr guten Papiers zu erwähnen; ebenso die Bereitung schöner Firnisse, dann die geschickte Verfertigung der mannigfachsten Hausgeräthe. Die Aegypter besaßen bereits Glas, und noch begreift man nicht, in welcher Weise es ihnen gelang, die enormen Steinmassen, namentlich ihrer Obelisken, zu bewegen.

Der Verkehr mit andern Völkern blieb lange gefürchtet, darum verboten. Auch fehlte es an gutem Bauholz für Seeschiffe, und an einem geeigneten Transportmittel für den Binnenverkehr, denn das als „Schiff der Wüste" bezeichnete Kameel scheint erst in späterer Zeit aus Arabien eingeführt worden zu sein.

Die Aegypter hatten mehr Sinn für das Colossale, als für das an sich Schöne. Darauf deuten vor Allem die Pyramidenbauten, diese Königsgräber, deren gegen 40 größere und mehr als 100 kleinere vorhanden sind. Als die merkwürdigsten Bauten erscheinen indeß die gewaltigen Tempel. Auf dem flachen Dache des Tempels zu Edfu und ebenso auf einem solchen der Insel Phile stehen heute die Lehmhütten ganzer Araberdörfer; der Unrath wird hinabgeworfen in diese einst für heilig gehaltenen Räume, und so sind die Prachtbauten nun angefüllt mit Koth aller Art. Indeß zeigt sich auch bei diesen Werken das starre Festhalten an der einmal angenommenen Bauweise. Alle Tempel, wie verschieden auch in Einzelheiten, sind sich der Anlage nach gleich. An dem Riesenbaue von Karnak, an welchem, laut der angebrachten Inschriften, elf Jahrhunderte lang gearbeitet wurde, zeigt sich keinerlei Verschiedenheit des Stils, keinerlei Fortschritt nach irgend einer Richtung. — In inniger Verbindung mit der Baukunst standen Skulpturen und Malereien. In den Tempeln waren alle Wände, die Säulen und Decken damit verziert. Allerdings macht sich auch hier weit weniger eigentliche Kunst, als mechanische

Fertigkeit bemerkbar. Anzuerkennen ist aber insbesondere die Genauigkeit, mit welcher (wie bereits angedeutet) die Unterschiede in der Kopf- und Gesichtsbildung der verschiedenen Rassen bezeichnet sind; kein anderes Volk des Alterthums hat durch seine bildende Kunst die ethnographischen Kennzeichen so scharf hervorgehoben. Dagegen sind die übrigen Körpertheile durchgehends verzeichnet; so findet man das Auge voll dargestellt, während das Gesicht in Profil erscheint. Perspectivische Zeichnung kannte man nicht. Alles ist steif. Doch staunt man über die unvergleichliche Frische und Dauerhaftigkeit der Farben, selbst wenn man die wenig zerstörenden Wirkungen des ägyptischen Klimas mit in Anschlag bringt.

In der Astronomie, die jedoch, wie fast durchgehends bei den alten Völkern, zunächst zur Astrologie benützt ward, besaßen die Aegypter bedeutende Kenntnisse. Sie theilten das Jahr in 12 Monate, jeden von 3 Dekaden (also zu 10 Tagen, wie im republikanischen Kalender der Franzosen); $36\frac{1}{2}$ Dekaden bildeten das Jahr. Gering waren dagegen ihre Kenntnisse in der Geometrie und der Heilkunde.

Der Cultus war aus dem Sabäismus — dem Sonnen- und Sterndienst — hervorgegangen. Die ursprüngliche Lehre soll auf einer Einheit Gottes beruht haben, mit den Attributen der Allgegenwart, Unendlichkeit und Allmacht. Später ward jedenfalls die Trinität geschaffen. Es fanden wiederholt Verkörperungen der Gottheit statt, immer in Dreifaltigkeiten hervortretend. Die früheste derselben war die von Ammon, Muth und Kons, die jüngste, die irdische, die von Osiris, Isis und Horus, — stets Gott-Vater, Mutter-Gottes und deren Sohn bezeichnend. Dem Volke blieb die Priesterreligion ein Mysterium. Für die Masse unterhielt die Geistlichkeit eine roh-materielle Volksreligion. In den frühesten Zeiten hatte man Menschenopfer. Der Thiercultus erhielt sich durch alle Perioden. Neben jenen Dreieinigen hatte man Localgottheiten, wie denn der Glaube an solche Gottheiten, welche nur in einem gewissen Bezirk volle Macht besäßen, im Alterthum allgemein verbreitet war (selbst die Bibel gibt davon Zeugniß). Wir begegnen einer ganzen Reihe von Anschauungen und Einrichtungen, welche sich im Judenthum bis heute erhalten haben (z. B. Beschneidung, Constatiren der Reinheit des geschlachteten Thieres, Vermeiden des Gebrauchs von Messern, Geräthen u. s. f., welche Leute von andern Nationalitäten benutzt hatten zc.).

Neben der Priester- waltete die Fürstenmacht, ja sie war gewöhnlich die höhere. Was die Sonne am Himmel sollte der König auf Erden sein; selbst der Name Pharao bezieht sich auf die Sonne; die Könige galten für Söhne des Ra, des Sonnegottes, überhaupt für Ebenbürtige der Götter, oder wol auch kurzweg selbst für Götter. Den Tempel von Soleb an der dritten Nilschnelle hat Pharao Amenhotep III. „seiner eigenen Gottheit", d. h.

sich selbst erbaut. An innern Kämpfen zwischen der Fürsten- und der Priestergewalt scheint es nicht gefehlt zu haben; allerdings verfügten die weltlichen Fürsten, und zwar schon seit den 6 ersten Dynastien, über die höchsten geistlichen Würden; allein unter dem Vorwande religiöser Vorschriften suchten die Priester den jeweiligen Herrscher in möglichster Abhängigkeit zu erhalten, was jedoch nicht immer gelang. (Die Todtengerichte, denen nach den griechischen Schriftstellern die gestorbenen Fürsten unterstellt worden sein sollen, waren nach den Ergebnissen von Lenormants Forschungen niemals eingeführt.)

Was die historische Entwicklung betrifft, so mögen wenige Notizen angereiht sein. Unter der 14. Dynastie, während innerer Zerwürfnisse, gelang es einem über die östliche Landgrenze herangezogenen Volke semitischer Abstammung, Unterägypten sich zu unterwerfen und Oberägypten wenigstens tributpflichtig zu machen. Es war die Periode der s. g. Hyksos = Hirtenkönige, welche nach den Einen 260, nach Lepsius 511 Jahre dauerte. Die Wiederbefreiung ging von Oberägypten aus. Als Grenze der ältesten Periode wird die Regierung Ramses II., des Sesostris der Griechen, angenommen. Sein Sohn Menoptah ist der Pharao der Bibel. Die Juden scheinen während der Hyksosherrschaft in das Land gekommen, und auch nach deren Vertreibung daselbst verblieben zu sein. Aus der Zeit Ramses II. stammen verhältnißmäßig die meisten Denkmäler und Inschriften. Um das Jahr 800 vor unserer Zeitrechnung, als wieder Uneinigkeit herrschte, wurde das Reich von Aethiopiern erobert, deren Häuptling Sabako die 15. Dynastie gründete. Die Herrschaft dieses Geschlechtes währte etwa ein halbes Jahrhundert. Nach deren Vertreibung erfolgte neue Zersplitterung des Staates, die s. g. Dodekarchie. Unterägypten ward, besonders durch Psammetich I. von Sais, den Fremden förmlich eröffnet. Der Verkehr vermehrte den Reichthum. Der König, den die andern Fürsten verderben wollten, schlug dieselben mit Hülfe jener Fremden und machte sich zum Alleinherrscher. Aegypten verwandelte sich nun in eine Militärmonarchie. Die Könige wurden Eroberer; das Glück verließ sie, und etwa 125 Jahre nach Psammetich eroberten die Perser das Land und behaupteten sich darin, auch nach den Siegen der Hellenen, bis auf Alexander von Macedonien. Erst als dessen Weltreich zerfiel, gelangte Aegypten unter den Ptolemäern wieder zur Selbständigkeit und zu neuer Blüthe. Nicht lange vor Christi Geburt ging es als blose Provinz im römischen Weltreich unter.

Indier.

In räumlicher Beziehung zwischen den beiden genannten Culturnationen — Aegyptern und Chinesen, dabei jedoch durch große Ländermassen und Meere von denselben geschieden — entstand ein dritter Culturheerd am

Fuße des Himalaya und an den Ufern des Indus und Ganges. Das Land muß zu wiederholten Malen von Eroberern verschiedener Nationalität unterjocht worden sein, aus welchem Umstande auch hier das s. g. Kastenwesen — die bis heute noch nicht überwundene Ungleichheit der Menschen nach ihrer Stammesverschiedenheit — hervorging. Die Culturanfänge reichen ohne Zweifel hoch in das Alterthum hinauf. Die Geschichte der ältesten Ereignisse ist uns jedoch so gut wie völlig unbekannt. Erst etwa 1300 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung dürften die Indier, ein Volk arischer Rasse, im Gangeslande zu festen und größeren Staatenbildungen gelangt sein. Der Unsegen der Eroberung und der Gewaltherrschaft trat hier, wie früher in Aegypten und später noch gar oft in andern Ländern hervor: Religion und Königthum hatten vor allem den gemeinsamen Zweck, diese Herrschaft gegen jede Erschütterung zu sichern. Das Bramanenthum setzte sich in den Alleinbesitz des Wissens und duldete nicht dessen Ausbreitung unter den geringern, unterdrückten und mißhandelten Kasten. Durch Ausbildung dieses Systems ward ein Zustand geschaffen, der nicht nur für die Unterdrückten wahrhaft menschenentwürdigend, sondern selbst für die herrschende Klasse in hohem Maße belästigend, oft peinigend war und noch heute ist. Es entwickelte sich ein Religionssystem, schwärmerisch, düster, gleichsam auf beständiges Martern und Peinigen der Menschen, ihrer vermeintlichen Heiligung wegen, abzielend. In sinnlosem, fanatischem Eifer nach Gottseligkeit wirft sich der Hindu noch jetzt unter die Räder des Götzenwagens von Dschagernaht; er opfert seine Kinder oder läßt sich selbst von den Krokodilen des „heiligen" Gangesstromes verzehren; er verhungert lieber, als daß er das gemästete, gleichfalls „heilige" Rindvieh abschlachtet oder nur Mangel leiden läßt. Wittwenverbrennungen und Fakirthum waren jedenfalls zur Zeit Alexanders von Makedonien bereits im Schwunge. Nicht Hebung, sondern Niederdrückung des Menschen ist die Basis dieser Religion, von deren Einflüssen die meisten späteren Culten, auch das Christenthum, sich nicht frei zu halten vermochten.

In Indien selbst entstand (etwa 6 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung) eine Reaction dagegen im Buddhismus. Es ist dies eine kirchliche Lehre, welche zum erstenmal, und zwar mit Bewußtsein und Absicht, die Schranken der Nationalität durchbrach; statt der Peinigungen einem Jeden den Eingang in die ewige Ruhe im Schoße des Urgeistes verheißt; persönliche Götter nicht anerkennt, weder viele noch einen einzigen, folglich auch die Menschwerdung der Gottheit verwirft. Obwol sich nun diese Lehre über weite Gebiete im östlichen Asien verbreitete und heute entschieden mehr Anhänger zählt als alle christlichen Kirchen und Secten zusammengenommen, unterlag sie doch in Indien der herrschenden Bramalehre.

Neben dem Priesterthum kam hier ein schrankenloses Königthum — in der

schlimmsten Bedeutung des Wortes — empor. Allerdings, trotz der Vergötterung werden den Fürsten und ihren Geschlechtern alle Strafen angedroht, wenn sie — nach den Begriffen der Bramanen — übel regieren.

Die Stellung des Weibes ist eine verachtete. Die Leistungen der Indier in der Astronomie und Medicin sind gering. Die Kunst, ausschließlich im Dienste des Cultus, führte nicht zu schönen, sondern zu monströsen Schöpfungen (Götter mit Häufung von Köpfen, Armen, Beinen; barocke Zusammensetzungen thierischer und menschlicher Leiber ꝛc.). Alle Anerkennung verdient dagegen die poetische Literatur dieses Volkes, wozu die frühe und hohe Ausbildung seiner Sprache, die frühe Erfindung (mindestens Einführung) der Buchstabenschrift, dann die glühende Phantasie und der mystische Pantheismus wesentlich beitrugen. Wahrhaft bewunderswerth erscheinen die alten Leistungen der Indier auf dem Gebiete der Sprachforschung; unerreicht in ihrer Art sind noch heute die (300 Jahre vor unserer Zeitrechnung bearbeiteten) 3996 grammatischen Regeln des Panini. Ohne die ausgezeichneten Arbeiten der Hindus auf diesem Gebiete wäre das Erlangen der Resultate der neuen Sprachforschung geradezu unmöglich gewesen. Auch in der Gewerbsindustrie, namentlich der Weberei aus Baumwolle und Linnen, ward schon im hohen Alterthum Ausgezeichnetes geleistet. Der natürliche Reichthum des Landes an anderwärts fehlenden köstlichen Producten führte zum Handelsverkehr mit dem Auslande; aber die religiösen Vorurtheile hinderten die Eingeborenen, ihrerseits selbst das Ausland zu besuchen, und im Innern fehlte es jedenfalls an Verbindungsmitteln.

Unzweifelhaft erreichte Indien schon frühe in manchen Beziehungen einen bedeutenden Culturgrad. Ein irgend klares Bild der Art der Entwicklung vermögen wir uns indeß nicht zu verschaffen.

Westasiatische Völker.

Während die drei bisher genannten Völker — Chinesen, Aegypter und Indier — wesentlich Schöpfer eigener Culturen waren, sind bei den westasiatischen Stämmen mannigfache Beziehungen zu einer oder der anderen dieser Culturnationen, so wie unter sich, von früher Zeit her deutlich wahrnehmbar, so daß, scheinen auch die ersten Anfänge höherer Bildung bei ihnen Ergebnisse eigener Entwicklung gewesen zu sein, wenigstens deren Fortbildung unter den Einflüssen der Berührung mit Andern, speciell den Aegyptern, stattfand. Insbesondere waren die Beziehungen des Pharaonenreiches zu Westasien häufiger als man früher glaubte, allerdings vorzugsweise im Ringen um die Herrschaft,

wobei der Schwerpunkt der Macht (wie auch später unter den Chalifen) wiederholt von den Ufern des Nil nach jenen des Euphrat und Tigris und umgekehrt, überging.

Die Völker, welche hier hervortraten, gehörten einer wesentlich andern Menschenrasse an, als die bisher genannten. Es waren im großen Ganzen Semiten. Sie bildeten neue Heerde der Cultur. Schon etwa zwei Jahrtausende vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung hatten sie ausgedehnte, vielfach gegliederte und entwickelte Staatswesen geschaffen, wie es nur nach vorangegangenen langen, wol ebenfalls tausendjährigen Anstrengungen denkbar ist. Heller wird die Geschichte übrigens hier etwa vom siebenten oder achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung an.

Babylonier und Assyrier.

Im untern und mittlern Stromgebiete des Euphrat und des in denselben mündenden Tigris bildeten sich sehr frühe zwei bedeutende Staaten. Deren Geschichte blieb bis zur jüngsten Zeit absolut unzuverlässig. Schriften im gewöhnlichen Sinne waren von diesen Völkern nicht vorhanden, und ihre, namentlich in der Bibel als colossal und prachtvoll geschilderten Hauptstädte schienen fast spurlos von der Erde verschwunden. Schon zwei Jahrhunderte nach der letzten Zerstörung des gewaltigen Ninive war der Zustand ein solcher, daß, als Xenophon mit den 10,000 Griechen über das Ruinenfeld hinzog, er nicht einmal den Namen der Stadt wußte oder erfuhr, welche vordem hier gestanden. Aufgefundene Ziegelsteine tragen seltsame Striche an sich: es ist eine eigenthümliche, die sog. Keilschrift. Erst in den letzten Decennien ist es gelungen, nicht nur einen Theil der assyrischen Hauptstadt von den Schuttmassen zu befreien, unter denen ihre Trümmer 24 Jahrhunderte lang begraben lagen, sondern selbst jene wunderliche Keilschrift zu entziffern. Dieselbe war, nach der hier angewendeten Art, keine Buchstabenschrift, sondern sie drückte mindestens ganze Sylben, mitunter sogar ganze Begriffe durch einzelne Zeichen aus. Vermuthlich rührt sie von einem, erobernd in das Land gekommenen turanischen (finnisch-tatarischen) Volke her (den asiatischen Skythen, wie die Hellenen dasselbe nannten), nach dessen Besiegung die Chaldäer (Babylonier) zur Herrschaft gelangten. (Man hat die Keilinschriften in zwei Hauptklassen getheilt, die arischen und anarischen; die letzten zerfallen wieder, so weit bis jetzt ermittelt, in fünf verschiedene Sprachen. Uebersetzungen der wichtigsten bekannten Inschriften in dem Sammelwerke: Records of the Past — English translations of the Assyrien and Egyptien Monuments. London, 1873 u. f.)

Von den Staaten der Babylonier und Assyrier war der erstgenannte der

ältere. Etwa zwei Jahrtausende vor Christus hatte speciell das babylonische Volk bereits einen bedeutenden Grad von Bildung, sein Staatswesen einen beachtenswerth entwickelten Organismus erlangt. Ungefähr 400 Jahre später endete die Chaldäerherrschaft. Um 1200 vor unserer Zeitrechnung beginnt die Geschichte der Assyrier. Beide Völker stritten nun mit öfters wechselndem Erfolg um die Herrschaft. Die Cultur beider scheint vielfach eine gleichartige gewesen zu sein; doch nehmen die Babylonier an Wissen, Kunst und Wohlstand entschieden den höheren Rang ein; nur in der Plastik wurden sie von den Assyriern übertroffen, da es ihnen an guten Steinen fehlte. Die Lage an zwei schiffbaren Flüssen und die Nähe des Meeres führte die Babylonier zum Verkehr mit fremden Völkern, zum Austausch von Erzeugnissen, und damit auch zur Erweiterung der Anschauungen und des Wissens. Die häufigen Ueberschwemmungen, welche die Flüsse veranlaßten, riefen Damm-, dann auch Kanalbauten zur Bewässerung hervor. Die Chaldäer (von den Persern Magier genannt) waren ausschließlich die Priester und besaßen eine bedeutende, doch durch die Einflüsse des Handels gemilderte Macht. Ihr Wissen erscheint besonders in der Astronomie sehr ausgebildet; ihre astronomischen Beobachtungen reichten bis ungefähr 2000 Jahre über den Beginn unserer Zeitrechnung hinauf. Die (durch Ptolemäus erhaltene) Berechnung der Mondfinsterniß vom 10. März 721 vor Chr. ist bereits so genau, daß deren Anfang nur um eine Minute zu spät, ihre Mitte nur um 6 Minuten zu früh angesetzt erscheint. Der mittlere synodische Monat war blos um 4 Sekunden, der periodische blos um eine Sekunde zu groß angenommen.

Der Cultus war ein Sonnedienst, in früherer Zeit mit Menschenopfern verbunden, später kaum mehr. Man hatte heilige Thiere, die als Verkündiger kommender Dinge angesehen wurden. Auch hier gab es bereits eine Trinitätslehre. Noch verdient erwähnt zu werden, daß auf den erhaltenen Skulpturen der Assyrier nur wenig Göttergestalten zu finden sind; desto häufiger dienten die Bildwerke zur Verherrlichung der Herrscher als Eroberer und Sieger.

Es war besonders das babylonische Volk ackerbau-, gewerb- und handeltreibend, reich und üppig. Der Bodenbau, gefördert durch künstliche Bewässerung, war sehr gut. Die babylonischen Teppiche galten im Alterthum als die schönsten der Welt. Auch Stickerei, Färberei und die Verfertigung mannigfacher Luxusgegenstände hatten einen hohen Blüthegrad erreicht. Daran reihete sich ein für jene Zeiten gewaltig ausgedehnter Handel, befördert durch mancherlei weltliche und religiöse Einrichtungen, welche letzten freilich mit unsern Begriffen von Sittlichkeit nicht durchgehends übereinstimmen (Mylittacultus).

Von den Assyriern ist, wie schon angedeutet, besonders die Skulptur zu erwähnen, welche die der Aegypter entschieden übertraf und mitunter den kleinasiatischen Griechen als Vorbild gedient zu haben scheint.

Juden.

Weit weniger als alle bis jetzt genannten und nachher noch zu besprechenden Völker haben sie durch ursprünglich eigene geistige Fortschritte zur allgemeinen Culturentwicklung beigetragen. Als sie nach Aegypten kamen, war ihr Zustand der eines einfachen und rohen semitischen Nomadenvolkes. Im Nillande erweiterte sich zwar ihr Wissen, und namentlich waren die Kenntnisse des Moses großentheils ägyptischen Ursprungs; gleichwol hielt sich ihre Ausbildung, nicht nur hier, sondern auch in Palästina, lange Zeit in sehr bescheidenen Grenzen. Neue, freiere Anschauungen, Ideen und Gewohnheiten drangen, wie es scheint, erst während der babylonischen Gefangenschaft in das Volk. Der Einfluß der Juden auf andere Nationen blieb jedoch auch jetzt noch ein sehr beschränkter. Erst später gestaltete sich dies anders, insbesondere auf einem, nämlich dem religiösen Gebiete, und durch dieses auch in sonstigen Beziehungen; doch selbst dies am meisten nur mittelbar, — durch das Christenthum, welches, vom Judaismus sich lossagend und häufig dessen barbarischer Todfeind, gleichwol seinen Ursprung nie abstreifen konnte, und diesen Ursprung überhaupt nie abzustreifen im Stande sein wird, so lang es ein Christenthum gibt. Jedoch auch abgesehen von den noch heute in den weitesten Kreisen fortdauernden Einflüssen der jüdischen Religion, sind die Juden eines der merkwürdigsten Völker durch ihre Schicksale, ihre Ausdauer und Consequenz; durch eigenthümliche Befähigung und ein in der Regel musterhaftes Familienleben, ja selbst physisch durch eine unverwüstliche, die aller andern Stämme übertreffende Zähigkeit. So nur war es möglich, daß die Juden die zahllosen und gräuelhaftesten Verfolgungen überdauern konnten, während so viele andere Völker und Nationen, auch wenn sie semitischen Ursprungs waren, spurlos verschwanden (wie die Phönizier, Babylonier, Assyrier), indem sie entweder einfach zu Grunde gingen, oder von dem Stamm ihrer Besieger absorbirt wurden.

Es war die Religion, welche die Grundlage bildete des gesammten Volks- und Staatswesens. Täuschen würde man sich aber bei der Annahme, Jehovah (Jahve) sei immer und allgemein als der Nationalgott anerkannt worden. Die Religion aller semitischen Völker vom Euphrat und Tigris bis zum Mittelmeer hatte unverkennbar eine gemeinsame Basis, einen Naturcultus, bei welchem die Sonne am höchsten verehrt wurde. Jehovah war keine ägyptische, sondern eine semitische Gottheit, wie denn auch der Name chaldäischen Ursprungs sein soll. Er erscheint als Gott des Lichtes und des Feuers, d. i. die Sonne. Ihm wurden, jedenfalls bis zu Josua's Zeit, vielleicht bis zur Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft, Menschenopfer gebracht. In Aegypten, wo die Angehörigen des Stammes Israel alle Erstgeburten zum

Opfer darboten, galten sie bei den Eingeborenen als Anbeter des bösen Princips, des Typhon, Mörders des Osiris.

Jehovah galt nicht immer als der alleinige Gott der Juden, sondern war ursprünglich nur Einer unter gleichwerthigen andern Göttern. Selbst noch in allen Büchern des Pentateuch, das Deuteronomion ausgenommen, erscheint er nicht als der Einzige, sondern nur als der mächtigste. Schon der Ausdruck Elohim, Pluralis von Eloah, deutet auf die Annahme mehrer solcher Götter. Genesis XXXI, 53 werden bei einer feierlichen Eidesleistung geradezu drei nach einander angerufen. Moses sogar zeigte sich in seinem Monotheismus nicht unerschütterlich, sonst hätte er nicht die eherne Schlange in der Wüste zur Abwehr des Guineawurms errichten lassen. Sein eigener Bruder Aaron huldigte dem Goldenen Kalbe (dem gelben Stiere der Aegypter).

Der Jehovahcultus ist dem jüdischen Volke eigentlich octroyirt, mit Feuer und Schwert aufgezwungen worden. Von den 10 Geboten sind nicht weniger als 5, die man zur Sicherung seiner Herrschaft nothwendig fand. In allen frühern Zeiten erfolgte, mindestens nebenbei, die Verehrung anderer Götter. In der beiläufig 200jährigen Periode der Richter scheint der Cultus des Baal und der Aschera dem Jehovah's förmlich beigefügt gewesen zu sein. Die hervorragendsten Männer legten sich und ihren Söhnen Baal's Namen bei: Gideon nennt sich Jerub-Baal, Saul heißt einen seiner Söhne Es-Baal, Jonathan einen Merib-Baal. Elias, der berühmte Prophet oder Rabbi des Jahve, rief nicht weniger als 450 Rabbis des Baal und 400 der Aschera gegen sich auf. Ja es kam dahin, daß selbst im Tempel Jehovah's zu Jerusalem die Symbole des Baal und der Aschera aufgestellt und angebetet wurden. Erst später änderte sich dies.

Eine Unsterblichkeitslehre kannte das Judenthum ursprünglich nicht. Daher nur Androhungen mit irdischen Strafen zur Bekräftigung der Schwüre: „Mein Leib soll aufschwellen; — ich will krumm und lahm werden" 2c. Noch zu Jesus' Zeit verwarfen die Sadducäer eine Fortdauer nach dem Tode principiell als schriftwidrig. Matth. XXII, 23, Apostelgesch. XXIII, 8; das. XXVI, 23 sagt Paulus: „Christus sollte der Erste sein bei der Auferstehung von den Todten"; die Jünger selbst aber hatten betroffen gefragt: „Was soll das Auferstehen von den Todten heißen?" Marc. IX, 10.

Die Regierungsform war ursprünglich auf Demokratie gegründet; doch das Priesterthum wußte sich die Masse durch Leitung der Erziehung dienstbar zu machen. Den Jehovah selbst konnte man sich nur als unumschränkten orientalischen Herrscher vorstellen, der mit despotischer Gewalt über Alles verfügt, was in seinem Reiche geboren wird, lebt und stirbt. Bemerkenswerth bleibt die Schilderung des Königthums durch Samuel (1. Sam. VIII, 10—22).

Auch gelangten auf dem geistig so vorbereiteten Boden die einmal eingesetzten Fürsten sofort zu einer absolutistischen Gewalt.

Nach ägyptischem Vorbild hielten sich die Juden durch Diätgesetze abgeschlossen von andern Völkern und erwiesen sich gegen dieselben furchtbar unverträglich und verfolgungssüchtig. Die Strafgesetze waren die eines noch rohen, ziemlich barbarischen Volkes. Sehr gering blieb lange Zeit die wissenschaftliche Ausbildung; nur Wenige verstanden zu schreiben. Es fehlten aber auch die mitunter bei wenig gebildeten Völkern vorhandenen Anlagen zu gestaltenden Dichtungen, Epos und Drama. Von Gewerben ward u. a. Töpferei betrieben, aber — ganz verschieden von Griechenland — ging daraus eine bildende Kunst nicht hervor. Höhere Architektur gehörte zu den unbekannten Dingen; um den mit zwei (zudem ungleich hohen) Säulchen ausgestatteten, nach unsern Begriffen weniger als bescheidenen Salomonischen Tempel herzustellen, bedurfte man phönizischer Baumeister. Zu Sauls Zeit gab es nicht einmal Waffenschmiede im Lande. Erst nach der babylonischen Gefangenschaft entwickelte sich einige Industrie mittler Art. In Ehren stand der Ackerbau, und es erscheint als eine Folge der Behandlung der Juden durch die Christen, wenn die Ersten seitdem dieser Beschäftigung entwöhnt wurden. Dagegen konnten die Juden des Alterthums, schon wegen der ihnen durch Religionsgesetze vorgeschriebenen Abschließung von andern Nationalitäten, niemals ein bedeutendes Handelsvolk werden.

Nach den Untersuchungen Ernst Havet's (le Christianisme et ses origines; tôme 3. le Judaisme) entwickelte sich die Cultur des Judenthums, wie oben schon angedeutet, nicht sowol auf ägyptischer, als vielmehr auf babylonischer Grundlage; es gilt dies besonders von der Religion der Humanität und des Monotheismus, die in ihren beglaubigten Urkunden nicht über die Zeit des Esra, d. i. nicht über die Mitte des 5. Jahrh. vor Chr. zurückreicht. Von Babylon brachten die Juden nach ihrer Freilassung durch Cyrus nicht nur die Märchen von Erschaffung der Welt, vom Garten des Paradieses, von der Verführung des Weibes durch eine Schlange und von der großen Fluth, sondern auch die Ideen der Einzigkeit und Geistigkeit Jehovahs nach Palästina. Und nun entwickelten sich auch Grundsätze einer solchen Humanität, daß der genannte französische Gelehrte gerade die ausschließlich dem Christenthum beigemessenen Lehren reinster Moral großentheils auf Schriften des alten Testamentes als deren wirkliche Quellen zurückführen konnte.

Es muß überhaupt zwischen den Zuständen des Judenthums in der frühern und der spätern Zeit mehr unterschieden werden, als es gewöhnlich geschieht. Die anderthalb Jahrtausende von Moses bis zur Römerherrschaft sind auch an diesem Volke nicht spurlos vorüber gegangen. Hatte, wie erwähnt, schon das Bekanntwerden mit den Verhältnissen und dem Wissen der Babylonier und

Assyrier die geistige Entwicklung, wenn auch in einseitiger Richtung bedeutend gefördert, so mußte die Wechselwirkung des Verkehres mit den westlichen Völkern nach dem politischen Umsturz, den die Siegeszüge des macedonischen Alexander und die Ländertheilungen unter seinen Nachfolgern hervorbrachten, eine ganz gewaltige sein. Die Juden, besonders zahlreich in der Weltstadt Alexandria vertreten, kamen in lebhaften Verkehr mit dem dortigen Griechenthum. Manche von ihnen machten sich bekannt mit der hellenischen Sprache und Literatur, ebenso mit der griechischen Philosophie, die sie in gewisser Beziehung mit dem jüdischen Glauben zu verschmelzen suchten. Die Masse bewahrte zwar ihre sie abgesondert haltenden Speise- und Ceremonialgesetze, die Wirkung jenes Verkehres konnte aber nicht ausbleiben. Die Gesetzgebung, Ausfluß der Anschauungen des Volkes, ward allmählich von einem Geiste der Humanität durchdrungen, der sich in den mannigfachsten Beziehungen von den früher waltenden Begriffen und Vorschriften aufs Vortheilhafteste auszeichnete, so nicht nur in der Art der strafrechtlichen Proceduren, sondern auch in den Morallehren. Die Anschauungen, welche sich aus der griechischen Philosophie ergaben, besonders nach Art der Stoiker, drangen mehr und mehr in die Literatur und Ideen der Gebildeten; bedeutend wirkte dabei als geistiger Vermittler namentlich Philo von Alexandrien. Die dem Christenthum ausschließlich beigemessenen gefeiertesten Aussprüche erweisen sich großentheils als im vorangegangenen Judenthum (namentlich im Talmud) begründet, so weit sie nicht den Schriften Seneca's nachgebildet sind (vergl. einerseits Havet, anderseits Bruno Bauer).

Die gleichsam absolute Abschließung der Juden von andern Völkern hatte schon vor der Zerstörung Jerusalems aufgehört. Nicht nur in Alexandria, sondern auch in Rom lebten sie in bedeutender Anzahl, ja es ist glaubhaft nachgewiesen, daß Angehörige dieses Volkes schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, ohne Zweifel mit den siegreichen Römern, an den Rhein gekommen waren. („Dieser Volksstamm," schrieb schon Strabon, „ist in jegliche Stadt gedrungen, und es ist nicht leicht ein Ort des Erdkreises zu finden, der ihn nicht aufgenommen hat und von ihm beherrscht wird.") Darum hörte aber weder ihre Vaterlandsliebe noch die Anhänglichkeit an ihren besondern Glauben auf.

Wir wollen nicht schließen, ohne des wahrhaft bewundernswürdigen Heldenmuthes zu gedenken, mit welchem die Juden zuletzt ihr Land und ihre Hauptstadt gegen die übermächtigen Römer vertheidigten. Es war ein Kampf der Verzweiflung, und wenn auch ein Theil der Kämpfer (die Zeloten) Handlungen wilder Raserei dabei verübte, so kann dies den wohlverdienten Ruhm der Unterlegenen in keiner Weise schmälern.

Seitdem hat die kleine jüdische Nation, unter Verfolgungen und Mißhandlungen der entsetzlichsten Art, physisch und moralisch eine Ausdauer bewiesen, die ebenfalls bewundernswerth genannt werden muß: keine andere überstand gleiche

Feuerproben. Dermalen hat dieses, verhältnißmäßig wenig zahlreiche Volk (man nimmt die Gesammtzahl seiner Angehörigen zu etwa 7 Millionen an) nicht nur eine räumliche Ausbreitung über alle Theile der Erde, sondern auch Stellungen und Einfluß erlangt, die einzig erscheinen in der ganzen Geschichte.

Zum Schlusse nur noch eine chronologische Notiz. Nach den Ergebnissen der neueren Forschungen fällt der Auszug aus Aegypten beiläufig auf das Jahr 1320 vor unserer Zeitrechnung; die ältesten biblischen Schriften sind mindestens 5—600 Jahre jünger.

Phönizier.

Ein sehr eigenthümliches Bild bietet dieses, auf einem wenig fruchtbaren, dabei räumlich äußerst beschränkten (wol kaum über 250 geographische Quadrat-Meilen umfassenden) Küstenstrich wohnende kleine Volk dar. Es war semitischen Ursprungs, gleich den Juden, aber erfüllt von einem gewaltigen, kühnen, nach fremden Zonen strebenden Unternehmungsgeiste. Die Phönizier erscheinen als die erste Nation der alten Welt, welche Seefahrt in ausgedehnterem Maße betrieb. Man muß lebhaft bedauern, daß in der Zeit, in welcher die Geschichte sich aufzuhellen beginnt, die Blüthezeit Phöniziens schon vorüber war, weßwegen wir beinahe jeder unmittelbaren Kunde von ihm ermangeln. Doch die Einwirkungen der Phönizier auf die allgemeine Culturentwicklung zeigen sich so gewaltig, daß wir denselben fast bei allen andern gebildeten Völkern des Alterthums begegnen.

Die Phönizier waren nicht die frühesten Träger — vielleicht auch nur in bescheidenem — Maße Ausbilder der Cultur, aber ihnen gebührt das hohe Verdienst, Verbreiter derselben in großartigem Maßstabe gewesen zu sein; sie waren das erste, von kosmopolitischem Geist erfüllte Volk.

Im Gegensatze zu den bisher geschilderten Nationen bildete weder das Priester- noch das Königthum die Grundlage des Gemeinwesens (die von Andern so genannten Könige waren nur die obersten Beamten des Volkes). Es bestanden, um einen späteren Ausdruck zu gebrauchen, nur selbständige, freie Städte, vereint gehalten durch gleiche Nationalität, Sprache und Religion, — Gemeinwesen, die um so öfter (freiwillig) in ein föderatives Verhältniß traten, als ihr Hauptstreben nach dem gleichen Ziele — Entwicklung des Völkerverkehrs und Handels — gerichtet war.

Die Unfruchtbarkeit des Landes trieb die Phönizier auf das Meer. Erst Seeräuber, erkannten sie bald den Nutzen geregelten friedlichen Verkehres. Im achten Jahrhundert vor Chr. beherrschten sie das ganze ägäische Meer und einen großen Theil des mittelländischen. Sowol der Handel, als auch politische Bewegungen im eigenen Lande führten zur Gründung auswärtiger Colonien, die, dem Vorbilde des Mutterlandes entsprechend, sich nach eigenem

Bedürfniß selbst regierten. Solche Niederlassungen gab es auf den griechischen Inseln, in Unterägypten, dem mehr westlichen Nordafrika; ebenso auf den italischen Inseln und dem fernen Spanien. Schifffahrt und Handel bildeten allenthalben den Kern der Volksthätigkeit. Die Gewerbsindustrie beruhte wesentlich auf geschickter Verarbeitung der von auswärts bezogenen Rohstoffe, also im Veredlungsverfahren. Besonders traten hervor: Färberei (ausgezeichnete Purpurfarben), Feinweberei (sidonische Gewänder), Verfertigung mannigfacher Luxus- und Putzgegenstände in Glas, Elfenbein, Edelmetallen, Stickereien u. dgl. Geistige Bildung als Selbstzweck scheint zwar den Phöniziern fremd geblieben zu sein; allein schon das wesentlich materielle Streben führte dieses verständige Volk vielfach auch zu bedeutenden geistigen Fortschritten. So waren die Phönizier wahrscheinlich die Erfinder einer, von jeder Silbenschrift, jeder Begriffsmalerei sich lossagenden Buchstabenschrift; und wenn ihnen auch das Verdienst dieser Erfindung mitunter bestritten wird, so bleibt jedenfalls das der Verbreitung ihres Alphabets bei andern Völkern, wie denn namentlich die griechische Schrift eine Nachbildung der phönizischen ist.

Der Cultus war semitisch-kananitischen Ursprungs, zwar im Allgemeinen nicht düster wie der jüdische, sondern eher heiter, schon einigermaßen dem griechischen Typus sich nähernd, doch nicht ganz frei von Menschenopfern. Bezeichnend ist es auch, daß nicht die Tempel- (aber auch nicht die Wohnungs-), sondern die Schiffsbauten als ausgezeichnet galten.

Die Hauptergebnisse des phönizischen Lebens waren, so weit wir zu ermessen im Stande sind, äußerst günstige. Die ganze, an sich unfruchtbare Küstenstrecke war bedeckt von blühenden, freien Gemeinwesen, voll emsiger Bewohner. Tripolis, Sidon, dann vor allen Tyrus, glänzten an deren Spitze. Und selbst als das kleine Volk der gewaltigen Uebermacht eines Alexander von Macedonien erlag, zeigte der zähe und lange erfolgreiche Widerstand von dessen Thatkraft, Entschlossenheit und Geschicklichkeit.

Karthager.

Die Gründung Karthagos (nach Lelewel Karthad-hadtha, d. i. Neustadt) fand wahrscheinlich zwischen den Jahren 820—880 vor unserer Zeitrechnung statt. Blutige Zerwürfnisse in der Suffetenfamilie zu Tyrus veranlaßten die Expatriirung der schwächern Partei, welche sich in einer Gegend der Nordküste Afrikas ansiedelte, in der zuvor schon zweimal phönizische Colonien gegründet, jedoch jedesmal nach kurzer Zeit untergegangen waren. Phöniziens Verlust der Selbständigkeit führte zu einem gewaltigen Erstarken Karthagos. Da wie dort beruhte das Gemeinwesen auf dem Handel; aber die vormalige Colonie bildete sich als erobernde Macht aus. Bald waren alle Inseln des westlichen

Mittelmeeres ihrer Herrschaft unterworfen. Die sämmtlichen Pflanzstädte — es sollen mehr als 300 gewesen sein — ermangelten der Selbständigkeit; sie waren blose Besitzthümer der allein herrschenden Mutterstadt. Trotz der Größe der letzten, deren Bevölkerung in der spätesten Zeit zu etwa 700,000 Menschen angenommen wird, bedurfte sie stets fremder Miethsoldaten, was selbstverständlich schlimme Mißstände im Gefolge hatte. Die Colonien Karthagos besaßen, eben weil unselbständig, keineswegs die gleichen Interessen mit diesem, blieben daher in der Regel gleichgiltig bei dessen Niederlagen. Der Reichthum der Hauptstadt ermöglichte allerdings stets neue Söldnerheere anzuwerben; selbst nach den gewaltigsten Verlusten konnte man alsbald wieder mit zahlreichen neuen Truppenmassen im Felde erscheinen. Damit reichte Karthago aus, bis es mit einem in allen seinen Theilen kriegerisch wohlorganisirten Volke zusammenstieß.

Die Regierungsform war republikanisch, aber in oligarchischer Weise. In dieser und mancher andern Beziehung erinnert Karthago an das spätere Venedig. Die phönizische Religion war herüberverpflanzt, selbst mit ihren zeitweisen Menschenopfern; doch gestattete der, seinem Wesen nach eher zu einer gewissen Toleranz geneigte Polytheismus wol auch den Cultus fremder Götter, besonders in den Colonien.

In hoher Blüthe stand die Landwirthschaft. Auch die Gewerbsindustrie dürfte nicht gering gewesen sein. Am glänzendsten gestalteten sich jedoch Schifffahrt und Handel, und zwar letzter nicht blos zur See, sondern auch zu Lande, wie denn die Karthager das erste Volk gewesen zu sein scheinen, das künstliche Landstraßen herstellte. Auf dem Gebiete der schönen Künste ward jedoch, wie überhaupt von den Semiten, nur wenig geleistet. Dagegen besaß diese Nation eine ansehnliche Literatur schon in der Zeit, in welcher die Römer nicht einen einzigen nennenswerthen Schriftsteller aufweisen konnten. Leider ward diese Literatur durch die rohen Besieger Karthagos theils muthwillig zerstört, theils gleichgiltig verschleudert; nur ein Buch, das des Suffeten Mago über Landwirthschaft, ließen die Römer nachträglich ins Lateinische übersetzen. So ermangeln wir denn aller einheimischen Quellen, welche die Einrichtungen und Zustände dieses eben so interessanten als bedeutenden Gemeinwesens erkennen ließen. Die Art des historischen Auftretens verschiedener Karthager, selbstverständlich vor Allen des genialen Hannibal, beweist das Vorhandensein ausgedehnter Kenntnisse und hoher geistiger Bildung, wenigstens bei Einzelnen, ebenso eines scharfen politischen Blickes und consequenter, charakterfester Ausdauer bei diesen, auch unter den schwersten Mißgeschicken.

Der Kampf zwischen Karthago und Rom bildete den entscheidenden Zusammenstoß zwischen der semitischen und der arischen Rasse. Wie groß auch im Uebrigen der gegenseitige Haß war, scheinen doch manche Einrichtungen und

sonstige Dinge, welche die Römer annahmen, karthagischen Ursprungs gewesen zu sein.

Perser.

Dieses Volk hat sich weit mehr durch kriegerische Eroberungen, als durch culturhistorische Thaten bemerkbar gemacht. Es tauchte erst in einer spätern Periode auf, als die bisher erwähnten Nationen. Einige seiner Herrscher schufen in überraschend kurzer Zeit, wie es nur unter den asiatischen Zuständen möglich ist, ein sog. Weltreich; dasselbe brach aber eben so schnell wieder zusammen, ohne dauernde geistige Schöpfungen zu hinterlassen. (Es gehört zu den wunderlichen Erscheinungen unserer Zeit, daß man nicht nur gewaltige Lobpreisungen des Perserthums, sondern sogar ein Erheben desselben über das geradezu verächtlich dargestellte Hellenenthum versucht hat.)

An den Ufern des Kaspisees, dann ausgebreitet nach Südosten bis zum Indus, lebten verschiedene Völker arischen Stammes, die aus dem nordöstlichen Skythenlande gekommen waren. Sie nannten sich Ayrianer, wurden aber von den Griechen nach dem zu ihrer Zeit herrschenden Stamme, Perser genannt. Im Westen und Südwesten trafen sie mit semitischen Völkern zusammen, den Lydiern, Babyloniern und Assyriern, und nun entstanden hier starke Rassenmischungen. Die Assyrier hatten ihre Herrschaft auch über diese Gegenden ausgebreitet. Da gelang es den vorzugsweise semitisirten Medern, im siebenten Jahrhunderte vor Christus, dieselbe abzuschütteln. Doch schon im J. 595 vor unserer Zeitrechnung erlangten die ihnen stammverwandten Perser unter dem glücklichen Usurpator Cyrus (Khurush) die höchste Gewalt. Dessen Sohn Kambyses (Kambujiya) unterwarf auch Aegypten. Der durch eine neue Revolution auf den Thron gelangte Darius Hystaspis (Darayawush Vashtaspa) begann, und dessen Sohn Xerxes (Kschajarscha) setzte fort jenen Krieg zur Unterwerfung des kleinen Hellas, der später unter Alexander von Macedonien mit der Vernichtung des stolzen, aber einer festen natürlichen Grundlage ermangelnden Weltreichs endigte.

Das ganze Staatswesen beruhte auf schrankenlosem Herrscherdespotismus. Die Gottheit sollte sich in dem Fürsten verkörpert haben; (der Gedanke einer Menschwerdung der Gottheit ward zur Basis des Absolutismus und Despotismus). Zahllose Züge launenhafter Grausamkeit, in denen sich die königliche Allgewalt äußerte, lassen an sich schon erkennen, daß die Perser ein wirkliches Culturvolk nicht waren, denn ein solches würde einen derartigen Zustand auf die Dauer nicht ertragen haben. Die Art der jährlichen Leistungen, welche den verschiedenen Provinzen des eigenen Landes auferlegt waren, kennzeichnen weiter die herrschende Barbarei: so und so viel verschnittene Knaben und so und so viel Mädchen für den fürstlichen Harem! Alles war des Gewaltherrschers wegen

vorhanden, Alles sein Eigenthum, über das er nach Belieben verfügte. Er selbst aber mußte gewöhnlich den Haremsränken dienen, wie denn überhaupt am Hofe Gift, Dolch und Strang fortwährend walteten. In den Provinzen bestand die bis heute sprichwörtliche Satrapenwirthschaft. Jeder dieser Unterkönige war ein Sultan in engerm Bezirke. Eine wirklich geordnete Reichsverwaltung bestand so wenig, daß die einzelnen Satrapen förmlich Krieg gegen einander führen konnten.

Die Religion der Perser war ein Naturcultus. Noch zu Xerxes Zeit wurden Menschenopfer verübt. Das Volk schied sich in Kasten, die Unterjochung der frühern Landesbewohner durch fremde Eroberer bekundend. Einigermaßen nivellirend nach unten wirkte allerdings der fürstliche Absolutismus, indem er auch die Großen dem Könige gegenüber rechtlos machte, — ein bedeutendes Moment um so mehr, als Persien in der Vorzeit eine Art Feudalstaat gewesen. Das relativ höhere Wissen befand sich jedoch im Alleinbesitze der Priester, der Magier, — wahrscheinlich Meder der Abstammung nach, und vermuthlich semitischer Rasse.

Man hatte eine von der assyrisch-babylonischen verschiedene, alphabetische Keilschrift. Im Ganzen zeigen sich die Kenntnisse der Perser auf Dasjenige beschränkt, was sie bei den unterworfenen gebildeteren Völkern gefunden hatten. Nach eigenen großartigen geistigen Leistungen sucht man vergeblich. Die Unterworfenen waren es, welche die Königsbauten und die Verzierungen an denselben ausführen mußten, wie sich aus dem Typus dieser Werke vielfach erkennen läßt. Das Wissen scheint äußerst beschränkt gewesen zu sein. Während Babylonier, Aegypter und Griechen sehr genaue Eintheilungen des Jahres besaßen, wußte Darius den Joniern nur in der Weise anzudeuten, daß sie zwei Monate lang an der Donau auf seine Rückkehr warten sollten, daß er ihnen einen Riemen mit 60 Knoten einhändigte, mit der Weisung, jeden Tag einen derselben zu lösen. — Ackerbau, Gewerbswesen und Handel hatten nur in verschiedenen der unterworfenen Gebiete eine Bedeutung.

So haben die Perser zwar gewaltige Landschaften erobert und verwüstet, viele blühende Städte zerstört, aber nirgends eine geistige Blüthe ins Leben gerufen oder sonst dauernde Werke geschaffen. Der Zusammenstoß der Perser und Griechen hatte eine höhere Bedeutung als ein gewöhnlicher Krieg zwischen feindlichen Völkern. Es war der Kampf der Principien der Freiheit gegen das Sultanenthum, der Cultur gegen die Barbarei. Die materiellen Kräfte waren im höchsten Maße ungleich. Nichts desto weniger siegte der Geist, die Intelligenz, die Freiheitsliebe über die brutale Macht, den Despotismus und das gefügige Sklaventhum, — ein sprechendes Beispiel, daß in der Menschheitsentwicklung die physische Uebermacht nicht immer den Sieg davonträgt.

Westarische — europäische — Völker.

Griechen (Hellenen).

Erst bei den westarischen — im Wesentlichen den europäischen — Völkern erlangte die Cultur einen höhern Grad und allgemeinere Ausbildung. Voran steht das numerisch so kleine Volk der Griechen, das trotz der Beschränktheit seiner Zahl und seines Ländergebietes, und trotz der kurzen Dauer seiner Blüthezeit, so eminente Leistungen zu Stande brachte, daß die Wirkungen davon noch heute, nach mehr als zwei Jahrtausenden, und zwar bei allen Culturvölkern der Welt, unverkennbar sind, ja daß diese Leistungen auch jetzt noch vielfach als unübertroffene Muster anerkannt werden müssen. Selbstverständlich kann hier nicht eine Nachweisung der hellenischen Cultur in allen Einzelheiten gegeben werden. Muß man bei den meisten der bisher geschilderten Völker die hervorragenden Momente mühsam zusammensuchen, so steht man hier einer erdrückenden Fülle des Materials gegenüber.

Während der asiatische Geist sich vertieft und erschöpft hatte in Religionssystemen, führte der zuerst von den Hellenen entwickelte europäische Geist zu einer auf freier Weltanschauung beruhenden Philosophie. Dort der Drang nach kirchlichen Formen, die das ganze Leben des Menschen beherrschen und binden und damit für jeden Despotismus eine feste Grundlage bilden, hier der Drang nach Forschung, Voranschritt und Freiheit. In Folge davon ergibt sich ein Verlegen des Mittelpunktes der Weltbegebenheiten und der ganzen Culturentwicklung von Asien nach Europa.

Bei ihrem ersten historischen Auftreten zeigten sich die Griechen als ein noch sehr rohes, doch eigenthümliche Bildungskeime in sich tragendes, ebensowol hochpoetisches als thatkräftiges Volk. Schon in dieser sehr frühen Zeit hatten sie die Homerischen Gesänge, — Dichtungen, wie man solche nur in der höchstentwickelten Culturperiode einer Nation zu suchen pflegt (etwa 900 bis 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung); erst mit dem Jahre 776 vor Chr. beginnt eine feste Zeitrechnung durch Einführung der Olympiaden, und nicht früher als in der Periode zwischen 660 und 580 fing man an, Gedichte durch die Schrift festzuhalten, während erst um 550 die früheste schriftliche Prosa auftauchte; es war dies zugleich die Zeit, in welcher die ersten Spuren plastischer Kunst zum Vorschein kamen. Beachtet man, daß ein selbständiges Griechenland schon mit dem Tage von Chäronea, 338, endigte, so ergibt sich, in welche kurze Zeit die höhere Entwicklung des Hellenenthums eingeengt war. Noch mehr muß man staunen bei dem Gedanken, daß die Periode der wundervollsten

Schöpfungen — zwischen den Perserkämpfen und dem Beginn des Peloponnesischen Krieges, etwa 480 bis 431 — nicht mehr als ein halbes Jahrhundert umfaßt.

Homers Gesänge übten einen nicht hoch genug zu schätzenden praktischen Einfluß auf das gesammte Hellenenthum. Gleichsam die Stelle einnehmend, welche anderwärts einem starren Religionsbuche eingeräumt wird, verhinderten sie, daß bei den Griechen Schriften wie die Veda's, Zendavesta, Bibel, Talmud oder Koran Eingang finden, eine sog. Offenbarung platzgreifen und ein eigentliches Priesterthum geschaffen werden konnte; d. h. sie verhinderten ein Beugen und Unterwerfen des Menschen in allen Phasen des Lebens unter starre, mit der Vernunft nicht selten unvereinbare kirchliche Satzungen. In der frühesten Periode, aus der Kunde auf uns gekommen, waren die Griechen noch in keiner Weise zu einer Nation verbunden; noch fehlte den einzelnen Stämmen selbst ein gemeinsamer Name. Dann wurden die Griechen vorzugsweise als Pelasger bezeichnet. Beim Zuge gegen Troja traten Achäer und Danaer besonders in den Vordergrund. Erst im achten Jahrhundert v. Chr. scheint der Name Hellenen, als die Gesammtnation umfassend, Geltung erlangt zu haben. Die Lateiner kamen wol mit einem Stamme der Gräken zuerst in Berührung, und bezeichneten dann die Gesammtnation als Griechen. In der historischen Zeit ergab sich die Scheidung nach vier Hauptstämmen: Dorer, Jonier, Achäer und Aetolier, neben denen die Arkadier, wie man annahm Ureinwohner ihrer Landschaft, eine besondere Stellung behaupteten.

Schon in grauer Vorzeit vereinigten sich einzelne Stämme zu gemeinsamen Unternehmungen. Da Griechenland wesentlich aus Küstengebieten besteht, wurden solche von größerem Umfange zur See ausgeführt. Der Argonautenzug zwar, nach dem fernen Kolchis im Euxinischen (Schwarzen) Meere, angeblich um das Jahr 1260 v. Chr., gehört völlig in das Gebiet der Mythe. Der Zug nach Troja (Ilion) hingegen, angeblich um 1193—1183, uns allerdings nur als Gebilde der Dichtung bekannt, dürfte wol irgend eine geschichtliche Unterlage haben. — Es folgte eine Periode der Wanderungen. Volksstämme wälzten sich vom hohen Norden Griechenlands nach dem wärmeren Süden, die dortigen Einwohner verdrängend. Diese ihrerseits zogen meist weiter, zum Theil über das Meer, um sich neue Wohnsitze zu erkämpfen. Es war eine, gegen zwei Jahrhunderte lang dauernde Völkerwanderung (beiläufig von 1000 bis 800), beginnend mit der sog. „Rückkehr der Herakliden“, indem die angeblich in der Vorzeit aus dem Peloponnes verdrängten Nachkommen des Herkules siegreich dahin zurückgekehrt sein sollen. Ueberall bildeten sich neue Gemeinwesen, neue Verhältnisse. Es ward der Grund gelegt zu den Zuständen, wie wir dieselben näher kennen. Auch das Colonialwesen

begann sich zu entwickeln. Bis dahin erschienen die Phönizier als Beherrscher der griechischen Gewässer. Rasch wurden sie verdrängt. Ja es entstanden hellenische Niederlassungen in Kleinasien, an den Ufern des Schwarzen Meeres, auf Sicilien (wo besonders Syrakus blühend und mächtig sich entwickelte) und in dem zu einem „Großgriechenland“ gewordenen Unteritalien. Selbst Massilia (Marseille) war eine griechische Colonie; andere Niederlassungen, wie Kyrene und Barka, entstanden in Nordafrika, Naukratis selbst in dem sonst abgeschlossenen Aegypten. Die Seefahrt bildete den ersten mächtigen Hebel der geistigen Entwicklung; besonders weist das achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auch hier sehr ansehnliche Fortschritte auf. So hatte insbesondere die Einführung der alle vier Jahre wiederkehrenden Feste zu Olympia (die „Olympiaden“, seit 776 v. Chr.) eine hohe nationale Bedeutung, indem sie, abgesehen vom Gewähren eines sichern Anhaltspunktes für die Zeitrechnung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Hellenen weckte und entwickelte.

Von der gewaltigsten Wirkung war der zu Anfang des fünften Jahrhunderts von Osten heranbrausende politische Sturm. Ohne die maßlose Gefahren in sich bergenden Perserkriege wäre Hellas nie zu der von der Nachwelt mit Recht bewunderten Höhe gelangt. Die Tage von Marathon, Salamis, Platäa und Mykale, ja auch die der Niederlage in den Thermopylen (490 bis 480) haben eine unendlich höhere Bedeutung, als die gewöhnlicher Siege. Es war die Rettung der Cultur gegenüber der Barbarei, der Freiheit gegenüber dem asiatischen Despotismus. Darauf folgte denn die Blütheperiode — bis zum Peloponnesischen Kriege, durch den Hellas, von 431 an 27 Jahre dauernd, verwüstet, erschöpft, ja zu Grunde gerichtet wurde. Noch einmal zwar erfolgte ein Aufraffungsversuch des freiheitlichen Geistes; noch einmal winkte die Möglichkeit einer auf Freiheit beruhenden, gesunden nationalen Wiedergeburt. Doch der frühe Tod des edlen Epaminondas vernichtete alle Hoffnungen. Vergeblich die Bemühungen und Opferungen einer Anzahl glühender Patrioten. Der Kampf bei Chäronea (338 v. Chr.) war der letzte eines freien Hellas; Ränke und Uebermacht hatten die Herrschaft der macedonischen Könige begründet.

Die Regierungsform war in Griechenland nicht immer die gleiche. In der ersten, einigermaßen näher bekannten Zeit bestand das Königthum, jedoch in höchst einfacher, nichts weniger als prunkvoller Weise. Dann ward es durch den Adel verdrängt; es bildeten sich Oligarchien. Diese mußten zuletzt, besonders in den von Ioniern bewohnten Städten, der Demokratie weichen, während bei den Dorern im Allgemeinen der Adel die Herrschaft behauptete. Die zwischenhinein ziemlich häufig auftauchende Tyrannis Einzelner war überall von geringer Dauer. Seinen, für den Anfang noch schwachen demokratischen Einrichtungen verdankte insbesondere Athen die Befähigung

zum erfolgreichen Widerstande gegen die Perser. — Es muß als ein besonderes politisches Verdienst der Hellenen bezeichnet werden, daß sie in den Perserkriegen nicht blos den äußeren Feind zurückzuschlagen wußten — unter Umständen gelingt so etwas auch den Wilden, — sondern daß sie, im Gegensatze zu den gewöhnlichen Erscheinungen, gerade nach dem Siege auch die Freiheit im Innern zu wahren und zu weiterer Entwicklung zu bringen die Einsicht, den Willen und die Kraft besaßen. Es sind Gemeinplätze, von Einem dem Andern ohne nähere Prüfung nachgeredet, daß diese demokratischen Einrichtungen nur zur rohen Pöbelherrschaft geführt hätten. Gerade diese Institutionen waren es ganz wesentlich, denen die Welt jene Schöpfungen verdankt, welche sich insbesondere an den Namen eines Perikles knüpfen. Aber auch in rein politischen und freiheitlichen Beziehungen hat der moderne Servilismus nur Zerrbilder von jener großen und glänzenden Periode geliefert, und es ist ein nicht geringes Verdienst des Engländers Grote (History of Greece) die hellenischen Zustände in dieser Beziehung im Geiste eines freien Volkes dargestellt zu haben. Allerdings, eine im Alterthum überall vorhandene Schranke blieb auch hier: das Institut der Sklaverei. In dieser Beziehung vermochten selbst die Hellenen nicht, über die Vorurtheile des gesammten Alterthums und — die damals allgemein bestehenden factischen Verhältnisse (besonders Mangel an mechanischen Hilfsmitteln bei schweren Arbeiten) hinwegzukommen. Doch je mehr man im Geiste der Humanität diesen schwarzen Fleck tadeln mag, um so weniger hat man ein Recht, die sonstigen freiheitlichen Institutionen zu schmähen, statt ihnen die wohlverdiente Anerkennung zu zollen.

Was das Religionswesen der Griechen anbelangt, so ist oben bereits angedeutet, wie die Homerischen Gesänge, indem sie Geist und Gemüth des ganzen Volkes erfüllten, das Emporkommen der Herrschaft starrer Religionsbücher als angeblicher Offenbarung Gottes, glücklich abwendeten. Leider blieben die Hellenen in einem hochwichtigen Zweige des Wissens, in der Naturwissenschaft, zurück. Bei der Unwissenheit auf diesem Gebiete konnte vielfacher Aberglaube, und, verbunden damit, auch religiöser Fanatismus nicht fehlen; viele hervorragende Männer empfanden dies. Es ergab sich ein wunderliches Gemisch der erhabensten Ideen und des grassesten Aberglaubens und Truges. Voll von jener verderblichen „heiligen Scheu", welche die Anwendung der Vernunft ausschließt, beugten sich mitunter die gebildetsten Männer vor dem Orakelwesen und ähnlichen Dingen. Aber wenigstens waren die Götter humanisirt; man gab ihnen die ganze menschliche Natur mit ihren Vorzügen und Schwächen, nur mit höherer Kraft, mehr ätherischem Körper und gewaltiger, wenn auch nicht immer schönerer Gestalt. Die Poesie Homers und Hesiods war der Dogmatik zuvorgekommen; dies und die heitere Grundanschauung vom Leben verhinderte jede Herrschaft eines Systems des Selbst-

Quälens und Peinigens der Menschen; und so ist denn die griechische Geschichte wenigstens von solchen grauenhaften Verfolgungen in Masse frei geblieben, wie sie sogar noch Jahrtausende später, ja da erst recht, die Culturgeschichte schänden. Bei nicht Wenigen durchbrach der freie und klare Geist den aus der Unwissenheit in der Naturkunde allenthalben hervorgehenden, für religiös und fromm gehaltenen Aberglauben. Schon der im Jahre 752 v. Chr. zu Kolophon geborene Gründer der Eleatischen Schule, Xenophanes, lehrte (was unter der Herrschaft des Christenthums Jahrhunderte hindurch als abscheulichstes Verbrechen mit der raffinirtesten Todesstrafe geahndet worden wäre), daß Vorstellungen von persönlichen Gottheiten nichts Anderes, als grobe Anthropomorphismen seien; daß die Menschen es gewesen, welche die Götter nach ihrem eigenen Bilde geschaffen; daß in Folge dessen die Neger ihre Götter mit stumpfen Nasen und schwarzer Hautfarbe, die Thrakier die ihrigen mit blauen Augen und rothen Haaren darstellten, während, könnten sie bilden, die Pferde ihren Göttern Pferde-, die Ochsen Ochsengestalten geben würden (eine Ansicht, welche, als Ludw. Feuerbach nach weit mehr als 2000 Jahren dieselbe wieder aussprach, so viel Erstaunen, Entsetzen und fromme Entrüstung im erleuchteten christlichen Europa hervorbrachte). Allerdings, andere Philosophen hüllten sich in Vernunft betäubenden Mysticismus, so schon Pythagoras; nachhaltig unheilvoll wirkte in dieser Beziehung aber besonders Plato, dessen unklare, dunkle und schwärmerische Ideen später den Geist vieler alexandrinischer Gelehrter umnebelten und schließlich mächtig einwirkten auf die Ausbildung des Christenthums, allerdings ohne ursprünglich (in Griechenland) von jenen barbarischen Verfolgungen begleitet zu sein, welche in der Folgezeit als so furchtbar schwarze Punkte hervortreten. Aristoteles (geb. 384 zu Stagira) war es, der neue Bahnen brach, und einen so gewaltigen und nachhaltigen Einfluß auf das geistige Leben des ganzen menschlichen Geschlechtes ausübte, wie, außer den (mehr oder minder mythenhaften) verschiedenen Religionsstiftern, Niemand sonst. Nicht ein Schweben im Nebel des Mysticismus, sondern Erforschen und Klarstellen der Wirklichkeit war sein Ziel. Darum strebte er weniger nach phantastischer Entwicklung von Idealen, als nach richtigem Erfassen und praktischem Benutzen der wirklichen, der natürlichen Verhältnisse, zu welchem Behuf er eine von der herkömmlichen abweichende Methode anwendete: erst ermittelte er, und zwar mit seltener Umsicht und Allseitigkeit, die Thatsachen, dann zog er aus ihnen seine Schlüsse, — statt theoretisch gebildete Meinungen voranzustellen, und dann nach Momenten zu suchen, welche dieselben zu stützen geeignet seien. So begründete er eine Autorität, welche selbst dem gegen das Heidenthum fanatischen Mittelalter imponirte, und, allerdings oft genug mißdeutet, vielfach mächtig auf das geistige Leben dieses Mittelalters einwirkte.

Das gesammte Sein und Wirken der Griechen bezog sich auf das öffentliche Leben. Gewaltig zeigte sich die Entfaltung und Wirksamkeit der dramatischen Poesie, besonders zu Athen (Aeschylos, Sophokles und Euripides, dann der Komiker Aristophanes). Auf Weckung und Erhaltung der nationalen Gemeinsamkeit wirkten mächtig die allgemeinen Festspiele der mannigfachsten Art, nicht nur zu Olympia, sondern auch zu Delphi, auf dem Isthmus (Korinth) und zu Nemea. Die Redekunst, als deren gewaltigster Meister Demosthenes Alle überragt, mußte, da sämmtliche irgend allgemeine Angelegenheiten öffentlich verhandelt wurden, eine hohe Bedeutung erlangen. Die Kunst galt den Griechen nicht etwa blos als Gegenstand der Bewunderung, sondern bildete einen wesentlichen Theil des Lebens und Seins des Volkes. So, wie dieselbe mit dem ganzen Hellenenthum innig verbunden war, erfuhr sie auch allenthalben sorgsame Pflege, selbst in den fernsten Colonien. Daß die Griechen in bildnerischer Erfassung der Natur alle früheren Völker unendlich überragten und noch heute vielfach unerreicht sind, bedarf wol keiner weitern Ausführung; unter den Bildhauern seien nur Phidias, Myron, Polyklet, Skopas und Praxiteles genannt; unter den Malern Zeuxis, Parrhasios und, der größte, Apelles; unter den Baumeistern Iktinos und Kallikrates; die Verehrung der Musik wird schon durch die Mythen von Orpheus und Arion bekundet.

Leider stand die Technik noch auf einer viel zu niedrigen Stufe, als daß es möglich gewesen wäre, die rohesten und beschwerlichsten Arbeiten durch Maschinen zu verrichten. Darum war an Aufhebung des Institutes der Sklaverei nicht zu denken; doch muß anerkannt werden, daß die Lage der Unglücklichen, insbesondere im demokratischen Athen, mehr oder minder jedoch bei allen Joniern, eine wenigstens vergleichsweise günstigere war, als bei sämmtlichen andern Völkern der alten Welt. — Weit entschiedener zeigt sich der Culturfortschritt in dem Verhältniß der Frauen. Während man noch heute so häufig behaupten hört, dem Christenthum gebühre das Verdienst einer Einführung der Monogamie, bestand dieses Institut ganz allgemein im alten Hellas. Die Monogamie allein schon verhinderte, daß die Frau blose Sklavin des Mannes sein konnte. Sehr bezeichnend bemerkt Grote: „Ein großer Theil des romantischen Interesses, mit dem uns die griechische Sage erfüllt, rührt von den Frauen her: Penelope, Andromache, Helena, Klytämnestra, Eriphale, Jokaste, Hekuba u. a. stehen sämmtlich im Vordergrund wegen ihrer Tugenden und Schönheit, oder wegen ihrer Verbrechen und Leiden."

Niemand wird verkennen, daß bei den Hellenen viele und schwere Mißstände vorhanden waren, und daß Sitten und Einrichtungen in nicht wenigen Beziehungen unsern Beifall keineswegs finden können. Aber trotz alles Dessen, was uns unbefriedigt läßt, müssen wir immer aufs Neue staunen über die Mannigfaltigkeit und eminente Größe der Leistungen. Die gewaltigen Fortschritte der

Menschheit durch das Hellenenthum zeigen sich überdies nicht blos in den positiven Schöpfungen, sondern wir erkennen diese Fortschritte mitunter selbst in negativen Momenten, wenn wir die Erscheinungen bei allen frühern Völkern mit denjenigen bei den Griechen vergleichen. Nirgends Menschenopfer, nirgends Verstümmelungen der Gefangenen oder Bestraften (Abschneiden von Nasen, Ohren, Händen und Füßen); keine Entmannungen und kein Verkaufen der Kinder als Sklaven; nirgends Polygamie, ebenso wenig die Doctrin einer Pflicht unbedingten Gehorsams gegen irgend einen Menschen. Und gerade in diesen Dingen erwies sich die Zusammengehörigkeit aller Stämme, ebenso, wie in der Gemeinsamkeit der Sprache und Religion.

Alles zusammengefaßt, hat kein anderes Volk für die Culturentwicklung der Menschheit, sonach für das Heil des ganzen menschlichen Geschlechtes, das Gleiche geleistet wie die Hellenen. Ja, ohne sie würden wir noch heute uns vielfach in einem nicht zu ermessenden Zustande der Rohheit befinden. Sie waren vorzugsweise Bahnbrecher der Bildung und Gesittung.

Die Griechisch-Macedonische Periode.

Die hellenische Welt wurde durch die beiden thatkräftigen und kühnen, von Ruhm- und Eroberungssucht erfüllten macedonischen Könige Philipp II. und Alexander plötzlich aus ihrem selbsteigenen Gange der Culturentwicklung gewaltsam herausgerissen und naturwidrig in völlig fremde Bahnen gedrängt. Die durch den Peloponnesischen Krieg herbeigeführte furchtbare Erschöpfung aller Landschaften hatte bereits zu weichen begonnen, die Siege der Thebaner hatten den meisten peloponnesischen Völkerschaften ihre Selbständigkeit zurückgegeben, als jene Fürsten mit rauher Hand eingriffen und die wieder hervortretenden Blüthen knickten, ehe sie eine Reife erlangen konnten. Es läßt sich nicht verkennen, daß die sog. macedonische Weltherrschaft viele Völker in bis dahin ungeahnte Berührungen brachte und der griechischen Cultur weite Gebiete erschloß, denn das Hellenenthum mußte, seiner eminenten Superiorität wegen, allenthalben die geistige Grundlage der Neugestaltungen bilden. Aber man hat den Erfolg dieser Art Culturträgerei gewaltig überschätzt. Die zahlreichen Völkerschaften in den eroberten Ländern sträubten sich naturgemäß gegen das gewaltsame Aufdrängen fremder Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen. Nachdem man sie auf alle Weise damit gepeinigt und geplagt, finden wir etwa ein Jahrhundert später im ganzen innern Asien, insbesondere in Persien, Indien, Babylonien u. s. f. jede Spur dieser vermeintlichen Culturträgerei ausgerottet und vernichtet. Aber auch da, wo die griechisch-macedonischen Fürsten sich behaupteten, wie in Griechenland selbst, dann in Aegypten und

den neuen vorderasiatischen Staaten, hörte mit der Freiheit des Hellenenthums auch dessen Geistesfrische auf; vergebens sucht man nach einem, dem frühern entsprechenden genialen Aufschwung. Große, erhabene geistige Schöpfungen, wie zuvor, entstanden nicht mehr; man beschränkte sich im Wesentlichen, das Vorhandene zu sammeln und zu ordnen, nur die exacten Wissenschaften erlangten weitere Ausbildung, mitunter allerdings in sehr bedeutendem Grade. In Kunst, Poesie, selbst Geschichtschreibung blieben die Leistungen gering; ebenso in der Philosophie, denn auch auf diesem Gebiete begegnet man wesentlich nur einem rhetorisch weiter entwickelten, nebelhaften neuplatonischen Mysticismus. Anders allerdings, wie bereits angedeutet, in einer Reihe exacter — der mathematischen und physikalischen — Wissenschaften. Pergamum in Mysien, Antiochien in Syrien und ganz besonders Alexandria in Aegypten bildeten hervorragende Glanzpunkte, neben denen einige griechische Städte (Athen, Korinth, Rhodus ꝛc.) besonders was Kunst betrifft, eine ehrenvolle Stelle behaupteten. In den exacten Kenntnissen blieben die Alexandriner über ein Jahrtausend lang die Lehrmeister der Welt. Wir dürfen hier nur einige Namen erwähnen: Euklid, der die Mathematik in jeder Beziehung zur Wissenschaft gestaltete; Eratosthenes, Vorstand des Museums von Alexandria; Archimedes. Begründer der Statik; Apollonius von Perga, Lehrer vom Kegelschnitt; Aristarch, der die Bewegung der Erde um die als Fixstern unbewegliche Sonne erkannte, dessen Theorie jedoch bald durch die falsche des Ptolemäos verdrängt ward; Hipparch, der Sonne- und Mondsfinsternisse mit bis dahin nirgends erreichter Genauigkeit berechnete. In allen Hauptstädten wurden Büchersammlungen angelegt (weitaus die größte zu Alexandria). Auch auf dem Gebiete der materiellen Verbesserungen geschahen bedeutende Leistungen, — Bauten von Häfen, Leuchtthürmen, Kanälen, Wasserleitungen; auf dem der Kunst behauptete sich am ehrenvollsten die Plastik.

Römer.

Waren die Fortschritte, welche die Menschheit den Griechen verdankt, wesentlich *idealer* Art, so reihten sich daran die durch die Römer gewonnenen vorzugsweise auf den *praktischen* Gebieten des Lebens.

Schon ehe die Römer zur Macht gelangten, bestand in verschiedenen Theilen Italiens eine nicht zu unterschätzende Cultur: in Großgriechenland (Unteritalien) und auf Sicilien stand die hellenische Bildung in voller Blüthe; im Nordwesten jene der *Etrusker*, eines Volkes unbekannter, dem Anscheine nach nicht italischer, vielleicht pelasgischer Rasse. Wir kennen dasselbe zu wenig, um zu einer genügenden Vorstellung des Grades seiner Bildung zu gelangen. Die vorhandenen Bautrümmer, aufgefundenen Geräthe und Kunstgegenstände,

beweisen jedenfalls, daß die Etrusker dem Zustande der Rohheit entschieden entwachsen waren; auch wissen wir durch die Römer selbst, daß diese sie als Lehrmeister in vielfachen Beziehungen anerkannten; insbesondere lernten die Römer von ihnen den in der Architektur so wesentlichen, den Hellenen unbekannten, Gewölbebau. Doch weit wichtiger als der Einfluß des Etrusker-, war der des Hellenenthums, durch den die ursprünglich ziemlich rohen Römer auf eine höhere Stufe gelangten. Es ergab sich die seltsame Erscheinung, daß in dem Maße, in welchem die ihre materielle Macht unwiderstehbar ausbreitenden Römer griechische Stämme unterwarfen, sie selbst gleichsam geistig erobert wurden durch die griechische Cultur, welche sie ihrerseits zwar nicht in allen, doch in vielen wichtigen Zweigen, und zwar stets in praktischer Richtung, in Anwendung brachten und weiter entwickelten.

Die Römer waren ein phantasieloses Volk, im Allgemeinen ohne höhern poetischen und idealen Aufschwung; blose Verstandesmenschen ohne humanes Mitgefühl, scharf denkend und berechnend, grausam und selbstsüchtig. Ursprünglich schieden sie sich — wol das Ergebniß der gewaltsamen Unterwerfung eines Volksstammes durch einen andern — in Patricier und Plebejer. Als die letzten nach langen und hartnäckigen Kämpfen ihre Gleichberechtigung mit den bis dahin Privilegirten allmählich durchsetzten, bestand noch der Unterschied zwischen Römern, Italikern und Provinzialen. Auch er schwand; die Geldbedürfnisse der Kaiser, und deren nivellirendes Streben, alle Einwohner ihrer unumschränkten Gewalt gleichmäßig zu unterwerfen, schufen eine Art allgemeinen römischen Bürgerthums. Da das Römerreich die ganze civilisirte Welt umfaßte, so war der Grund gelegt zu einer universellen, den Unterschied nach einzelnen Völkern im Gesammtgebiete aufhebenden Cultur. Gallier und Spanier, Dacier, Syrer, Afrikaner u. s. f. erscheinen nun neben den Italikern in höchsten Würden, ja selbst auf dem Throne. Nicht erst das Christenthum, wie man so oft behaupten hört, sondern die (im Uebrigen vielfach höchst schädliche) römische Weltherrschaft hat diesen colossalen Fortschritt der Menschheit herbeigeführt, und damit u. a. auch die Entwicklung einer Weltreligion ermöglicht oder begründet.

Das Römerthum beruhte auf Militarismus und Eroberung. Der Unsegen dieses Verhältnisses blieb nicht aus; er zeigte sich einerseits in gewaltiger Corruption, andererseits — nachdem der vom Begriff des alten glorreichen Römerthums untrennbare Republikanismus gebrochen war — im Despotismus der Kaiser, die außer ihrem Willen kein Gesetz anerkannten, und ihre schrankenlose Gewalt oft in wahrhaft wahnsinniger Weise ausübten. Ein solches Staatswesen hätte unmöglich von langer Dauer sein können, würde es nicht in andern Umständen mächtige Stützen gefunden haben. Hier wirkte vor Allem, daß die Römer sich nicht damit begnügten, die andern Völker durch Waffen-

gewalt zu unterwerfen, sondern daß sie dieselben durch höhere Civilisation und Cultur, besonders in deren praktischen Anwendung, an sich ketteten. Ueberall schufen sie materielle Verbesserungen. Sie erachteten ein Land erst dann als sicher unterworfen, wenn die römische Cultur in demselben begründet war. Wohin immer ihre Herrschaft sich ausdehnte, entstanden Kunststraßen, Trinkwasserleitungen, Kanäle, Dämme, Brücken, Häfen, Kloaken zur Ableitung des Unraths und andere ähnliche Werke. Nicht nur in Italien, auch in Gallien, in Spanien, am Rhein und der Donau, in den Balkangebieten, in den Ländern der Levante und in Nordafrika erhoben sich große und reiche Städte. Noch heute geben die Trümmer der Römerbauten (der Straßen, welche anderthalb Jahrtausende nicht zu zerstören vermochten, der Aquäducte, Theater ꝛc.) Zeugniß von den gewaltigen materiellen Leistungen dieser Nation.

Ueberblicken wir die wichtigsten Socialzustände. Auch hier, wie bei den Griechen, bestand allgemein das Institut der Monogamie, wodurch eine menschenwürdige Stellung der Frau begründet war. Es beruht somit augenscheinlich ebenfalls auf einem Irrthum, wenn man die jetzt bei allen Culturvölkern eingeführte Monogamie als eine erst durch das Christenthum erlangte Errungenschaft ansieht. Ohne die vorgängige allgemeine Verbreitung dieser Institution durch die Weltherrschaft der Römer würde das Christenthum an sich schwerlich dazu gekommen sein, eine solche, dem ursprünglichen Judenthum ohnehin keineswegs entsprechende Einrichtung zu erfinden und zu begründen, und es würde ihm, hätte es eine solche Institution wirklich schaffen wollen, an der materiellen Macht gefehlt haben, die Polygamie auszurotten. Selbst den Griechen gegenüber zeigt sich bei den Römern ein schöner Culturfortschritt im Familienleben: die bei jenen noch als Recht bestehende Unsitte, neugeborene Kinder nach Belieben oder wegen körperlicher Gebrechen zu tödten, — ist, wenn auch allerdings noch nicht in der frühesten Zeit, doch ziemlich bald verschwunden. Erhalten blieb dagegen das häßliche Institut der Sklaverei. Die Unglücklichen galten nicht als Menschen, nur als Sachen. Mit der steigenden Cultur verbesserte sich ihre Lage, und nicht Wenige von ihnen gelangten selbst zu einem maßlosen Einfluß auf ihre Herren, den sie, bis zu den Kaisern hinauf, oft genug in heillosester Weise mißbrauchten (besonders die Freigelassenen). Eine numerische Abnahme der Sklavenzahl erfolgte jedoch nicht; jede anständige Familie glaubte einer Menge solcher Unglücklichen zu bedürfen, und häufig befanden sich Tausende derselben im Besitze eines einzigen Herrn. Eine sittlich höchst verderbliche Wirkung brachte überdies die enorme Ungleichheit in den Vermögensverhältnissen hervor. Als der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern erst abnahm, dann ganz beseitigt wurde, standen sich maßlos Reiche und völlig Besitzlose gegenüber; einen Mittelstand gab es nicht. Die Eroberungstendenz trug zur Ausbreitung des Mißstandes gewaltig bei.

Die Erpressungen in den unterworfenen Provinzen mußten die Mittel liefern, die durch Müßiggang verdorbene Masse in der ungeheueren Hauptstadt mit Brod und Spielen zu unterhalten, während der leichte Erwerb durch Raub und Erpressung die Vornehmen depravirte.

Die Religion der alten Römer war mit jener der Griechen keineswegs so identisch, wie man gemeinhin anzunehmen pflegt. Die hochpoetische, geniale Anschauungsweise der Hellenen sagte den prosaischen, nüchternen, allenthalben auf den Nutzen bedachten Römern nicht zu. Eine Mythologie, wie jenes Volk geschaffen, konnten sie nicht brauchen. Auch wurden die großartigen Naturkräfte nicht personificirt, sondern vielmehr in einzelne Erscheinungen und Wirkungen zerlegt. Man erhob abstracte Begriffe zu Göttern, wie Treue oder Schrecken; ebenso gab es Götter der Saat, der Blüthe, der Grenze, der Jugend, der Eintracht, der Angst, selbst des Diebstahls, des Fiebers u. s. f. Die Religion an sich war den Römern ein „Gebundensein" (religio von religere binden); sie war der Ausdruck der Furcht vor dem Zorne der Götter. Die Menge suchte sich durch formelle Erfüllung vermeintlich frommer Gebräuche und durch Opfer abzufinden mit der Gottheit, die so große Macht besaß zu schaden. Man meinte sich loskaufen und gleichsam assekuriren zu können, indem man seine formellen Verpflichtungen gegen die Götter erfüllte, dafür aber auch die schuldige Gegenleistung von denselben erwartete. Es war eine Art Contractsverhältniß. Leistete der eine Theil was er schuldete, so schloß dies die Verpflichtung des andern Theiles zur entsprechenden Gegenleistung in sich. Der Mangel an Wissen führte auch hier zum mannigfachsten Aberglauben. In dem Maße, wie Gefahr drohte, wuchs der Eifer im Beten. Dies gab den Vornehmen eine treffliche Handhabe, um die blinde Menge gelegentlich auch gegen politische oder persönliche Feinde aufzustacheln oder die Wirksamkeit dieser Gegner zu lähmen. Noch zur Zeit des Einfalls der Gallier kamen Menschenopfer vor (225 v. Chr.). Die steigende Cultur beseitigte solche Gräuel. Es verbreiteten sich freiere, selbst rein materialistische Anschauungen, besonders unter den Gebildeten, ja unter den Priestern selbst (man gedenke der Auguren, die nicht ohne gegenseitiges Lächeln ihre Functionen vollzogen). An eine Unsterblichkeit glaubte man nicht. „Für Alle", schreibt Plinius, „tritt mit der letzten Stunde das Gleiche ein, was vor der ersten war: Gefühl und Bewußtsein gibt es für Seele und Körper nach dem Tode so wenig, wie vor der Geburt." Zahllose (namentlich in Pompeji aufgefundene) Leichensteine verleihen dem nämlichen Gedanken sogar auf den Gräbern Ausdruck. „Ich war einst nicht, und bin nicht mehr; ich weiß nichts davon; es trifft mich nicht!" und ähnlich lauten nicht wenige Grabschriften — übereinstimmend mit einem viel verbreiteten Distichon: „Ich war nicht und ward, ich war und bin nicht mehr, so viel ist wahr. Wer anders sagt, der lügt, denn nicht werde ich sein."

Daß diese, mit dem Unglauben Ostentation treibenden öffentlichen Monumente durchaus unbeschädigt blieben, beweist, daß ein so glaubensfrommer zerstörender Eifer, wie er in ähnlichen Fällen heute noch nicht fehlen würde, — unter den Römern eben nicht vorhanden war. — Nur unter solchen Zuständen ist es erklärbar, daß ein, jeden Götterglauben — den heidnischen und den christlichen — gleichmäßig aufs Bitterste verspottender Schriftsteller wie Lucian, durchaus unbehelligt blieb. Zu seinem Glücke schrieb er übrigens noch unter der Herrschaft des an sich, wenigstens relativ, toleranteren Heidenthums.

Die am meisten verbreitete philosophische Lehre war jene der Stoiker. Man staunt, wie die an ein Jenseits nicht glaubenden Römer, vorzugsweise aus den gebildetsten Ständen, mit unerschütterlichem Gleichmuth, und zwar ganz allgemein, in den Tod gingen. (Die gläubigen Modernen beweisen weit mehr Furcht vor dem Sterben.) Ihnen war der Tod allerdings nicht ein Uebergang zu neuem Leben, sondern vielmehr ein ewiger Schlaf, Befreiung von allen Sorgen und Schmerzen. Welch edel-sittliche Anschauungen übrigens sich herausgebildet hatten, zeigen die Lehren Seneca's. Man glaubte seine, des Heiden Moral nicht anders erklären zu können, als daß man die völlig unhaltbare Unterstellung versuchte: er müsse heimlicher Christ gewesen sein! Statt dessen hat der gelehrte Theologe Bruno Bauer nachgewiesen, daß die Sprüche und Bilder, welche bei dem römischen Philosophen und im Neuen Testamente gleichartig vorkommen, nach der stilistischen Form der Composition und der Diction, so wie nach der natürlichen Motivirung, bei Seneca als Original, in jenen Schriften dagegen als Adoptionen erscheinen.

Eine Literatur gab es bei den Römern während der ganzen Königszeit nicht einmal in schwachen Anfängen. Sehr wenig Menschen konnten damals schreiben, und die Schrift diente auch später, entsprechend dem vor Allem praktischen Streben des Volkes, wesentlich nur zur Aufzeichnung der unmittelbaren Lebensbedürfnisse und der Verträge, Testamente u. s. f. Erst als man mit dem Hellenenthum und seinen geistigen Leistungen bekannt ward, gestalteten sich die Dinge anders, und bekanntlich haben die Römer von da an auf verschiedenen Gebieten der Literatur (namentlich Geschichtschreibung und selbst Poesie) sehr Tüchtiges geleistet. Büchersammlungen wurden überaus häufig; der Besitz einer Bibliothek gehörte sogar zum guten Tone; das Abschreiben und der Handel mit Schriften wurden förmliche Erwerbsquellen; Tausende von Sklaven wurden blos des Abschreibens wegen unterhalten.

In der Mehrzahl der Wissenschaften gelangten die Römer nur zu bescheidenen Fortschritten. Wahrhaft Eminentes leisteten sie jedoch in einer derselben, der Jurisprudenz. Diese sagte vorzugsweise ihrem ganzen Wesen zu, und erlangte denn auch eine solche Ausbildung, daß das römische Recht

gleichsam als der Inbegriff der höchsten menschlichen Weisheit auf diesem Gebiete gilt, und daß auch das moderne Civilrecht noch wesentlich auf römischem Boden steht. Dasselbe war denn auch besonders geeignet, den ganzen Scharfsinn der auf Wahrung und Sicherung ihrer materiellen Vortheile bedachten Römer in Anspruch zu nehmen. Die Mannigfaltigkeit der sich ergebenden Momente bot reiche Gelegenheit zur allseitigen Entfaltung dieses Scharfsinns. Aber, während diese wunderbare Entwicklung auf dem Gebiete des Privatrechtes erfolgte, griff auf dem des öffentlichen Rechtes die brutale Gewalt immer weiter um sich, bis sie zuletzt in Gestalt des vollendeten Absolutismus zur völligen Rechtlosigkeit wurde. Ein warnendes Zeichen für alle Völker, sich nie den Wahn einreden zu lassen, auch unter Aufopferung der Freiheit reich und glücklich sein zu können. Der Absolutismus ist (wie Brinz treffend bemerkt) nicht mehr blos eine besondere Form oder Verfassung des öffentlichen Rechtes, sondern er ist vielmehr lediglich die absolute Negation jedes Rechtes. Die Sicherheit jedes Bürgers hörte auf; Leben und Vermögen eines jeden Staatsangehörigen war der Laune des Herrschers preisgegeben. Schon unter dem gepriesenen Augustus wurden Hunderte von Senatoren und Tausende von Rittern einfach aus ihrem Eigenthum vertrieben, von Haus und Hof gejagt, so daß sie bettelnd und verkommend im Lande umherzogen, — weil der Gewaltgebieter ihre Besitzthümer zur Dotirung der Veteranen, der Soldateska bedurfte. Unter den späteren, mitunter geradezu wahnsinnigen Despoten genügte der Reichthum eines Bürgers, um seine Hinrichtung durch ein Dictat des Kaisers zu veranlassen, blos weil diese Hinrichtung die Confiscation des Vermögens nach sich zog. Vielfach barbarisch war ohnehin das Strafrecht. Es ist bezeichnend, daß selbst der berühmte Moralist Cicero die Bestrafung der Kinder für die — angeblichen oder wirklichen — Verbrechen ihrer Eltern, wenn auch nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, billigt; dadurch würden die Väter am festesten an die Interessen des Staates geknüpft!

Von bürgerlichen Erwerbszweigen stand seit der frühesten Zeit der Ackerbau hoch in Ehren; die vornehmsten Geschlechter führten mit Stolz von dieser Beschäftigung ihre Namen (Fabii, Lentuli, Cicerones etc.). Die Eroberungssucht dehnte ihre unheilvollen Wirkungen auch über dieses Gebiet aus. Die frühzeitigen Ackerstreitigkeiten zwischen Patriciern und Plebejern beruhten darauf, daß die Ersten von dem, den besiegten Völkern abgenommenen Grundeigenthum (dem ager publicus), das Meiste an sich rissen, den die Lasten der Kriege vorzugsweise tragenden Plebejern nur unbedeutende Bruchtheile überlassend. Mehr und mehr fiel dann Betrieb der Agricultur ausschließlich in die Hände der Sklaven. Der Bodenbesitz concentrirte sich in den Händen von Wenigen, die Zahl der kleinen Besitzer schmolz immer mehr zusammen. Es bildeten sich die Latifundien, die ungeheuren Besitzungen, von denen schon

Plinius klagte, daß sie Italien zu Grunde gerichtet hätten (Latifundia Italiam perdiderunt).

Nicht sehr entwickelt war im Ganzen das Gewerbswesen. Nur von Sklaven oder armen Bürgern betrieben, lastete auf ihm die Mißachtung. Trotz aller, vielfach höchst raffinirten Verfeinerungen, fehlte es den Römern an zahllosen Dingen, die heute auch in den geringen Klassen als unentbehrliche Bedürfnisse angesehen werden. Wir erwähnen hier nur Glas, Leinwand und Seife. Ein gelehrter Brite hat die launige Bemerkung gemacht: Kaiser Augustus habe, bei all seiner Pracht, weder ein Glas vor seinen Fenstern, noch ein Hemd auf dem Leibe gehabt. In den Prunkgemächern Diocletians zu Salona fanden sich weder Glasfenster noch Kamine. Ein wichtiges Mittel der Neuzeit für materielle Entwicklung: die Association, fehlte; nicht weil man den Werth des Zusammenwirkens der Kräfte Vieler mißkannte, sondern weil der fürstliche Absolutismus solche Vereinigungen aus politischen Rücksichten fürchtete; selbst der gepriesene Kaiser Trajan duldete nicht, daß in Nikomedien eine, obwol von seinem Freunde Plinius befürwortete, freiwillige Feuerwehr, zudem von höchstens 150 Mann, sich bildete. Ein weiteres Zeichen der Unvereinbarkeit des Absolutismus mit dem Wohle auch der blosen Privatleute.

Ebenso gering geachtet wie das Gewerbe, war der Handel. Der mit Sklaven bildete den wichtigsten Zweig des Verkehrs. Zinsen zu nehmen war seit dem Jahre 342 v. Chr. verboten. Gasthäuser gab es lange Zeit gar nicht, dann waren deren Besitzer als ehrlos angesehen.

Die Kunst entwickelte sich bei den Römern nicht, wie bei den Hellenen, aus innerm Triebe, dem ganzen Wesen und Sein des Volkes, sondern sie war Sache des Luxus, zunächst also der Reichen. Demungeachtet erprobten sich die Römer auch auf diesem Gebiete, wenngleich ihnen der schöpferische Geist ihrer griechischen Vorbilder meistens gebrach, als eine hochbefähigte, tüchtige Nation. Allmählich drang der feinere Geschmack auch in die mittleren und unteren Stände, und obwol es sich weit häufiger um handwerksmäßige, als um eigentlich künstlerische Leistungen, meist um Arbeiten von Sklaven handelt, zeigen doch selbst alle Arten des Hausraths (schon aus der letzten Zeit der Republik) einen gewissen künstlerischen Schmuck (Sessel, Tische, Gefäße, Lampen ꝛc). Von den Pracht-, wie von den im Allgemeinen bereits erwähnten großartigen Nutzbauten brauchen wir hier nicht weiter zu reden.

Eine der wichtigsten und geachtetsten Beschäftigungen des Römers, im Grund die einzige, welche neben dem Ackerbau zur Ehre gereichte, war der Militärdienst. Tapferkeit und Tugend galten als gleichbedeutende Begriffe und wurden mit dem gemeinsamen Worte virtus bezeichnet. Jeder Römer war, so oft und so lange das Vaterland seiner Kräfte bedurfte, zum Kriegsdienste verpflichtet, ohne daß dieser Dienst jedoch zum eigentlichen Lebensberuf

wurde. Die ganze Bürgerschaft bildete eine Miliz. Die Legionen wurden ausgehoben in dem Maße, in welchem es Feinde zu bekämpfen galt, und dann sofort wieder entlassen, so daß Jeder unmittelbar nach dem Kriege, ebenso wie vor demselben, zu seinem Feldbau, dem wirklichen Lebensberuf, zurückkehrte. Milizheere waren es, welche die Welt eroberten. Der praktische Verstand der Römer hatte die gefährlichste Klippe einer solchen Einrichtung, nämlich Mangel an Disciplin, klar erkannt und zu umschiffen verstanden. Entgegen dem Spartaner, der im Kriege größere Freiheit genoß als im Frieden, unterlag der dem Heer eingereihte Römer bedeutenden Beschränkungen der persönlichen Freiheit, — Beschränkungen, welche dagegen keineswegs auf die gewöhnlichen friedlichen Verhältnisse ausgedehnt werden durften. Das Recht des Freistaats schützte den Körper des Bürgers gleich einem Heiligthum gegen Züchtigung. Aber die heiligsten Rechte der Freiheit, eigens festgestellt durch die Porcischen und Sempronischen Gesetze, wurden suspendirt beim Eintritt in das Heer. In seinem Lager übte der Feldherr unumschränkte Gewalt über Leben und Tod. — In der frühen Zeit erhielt der Milizmann nicht einmal Sold, ja er mußte sogar für seine Verpflegung selbst sorgen. Der Kriegsdienst galt als Erfüllung einer gewöhnlichen Pflicht gegen das Vaterland; nach errungenem Erfolge mochte die Theilnahme am Genuß der eroberten Ländereien als Entschädigung dienen, weßwegen die Plebejer mit Recht in den agrarischen Streiten gleiche Antheile wie die Patricier forderten. Der Mangel stehender Truppen, eigentlicher Berufssoldaten, bildete auch die beste Bürgschaft für Erhaltung der republikanischen Regierungsform. Ehrgeizigen Führern fehlte es an Werkzeugen zur Begründung einer Gewaltherrschaft. Dies erklärt, wie es kam, daß so viele Jahrhunderte hindurch auch nicht ein Versuch zur Begründung der Monarchie, zum Sturze der Republik, unternommen ward. Erst als die Masse der Bevölkerung nicht mehr aus ansässigen Bürgern, sondern aus Proletariern bestand, verlor das Milizsystem seine natürliche Grundlage; die Leute kämpften nicht mehr für den eigenen Heerd, denn sie ermangelten eines solchen. Da warb man Barbaren für das Heer. Der Militarismus gelangte zur Entwicklung, der sich zu jeder Freiheitsunterdrückung gebrauchen ließ, und — trotz aller künstlichen Ausbildung der Truppen — schließlich doch nicht mehr ausreichte zur Vertheidigung des Reiches gegen rohe auswärtige Feinde.

Ebenso wie bei den Griechen, übten bei den Römern die öffentlichen Spiele einen mächtigen Einfluß auf das ganze Volk, auf Geist und Gemüth desselben. Aber diese Spiele waren da und dort sehr verschiedener Art, bei den Hellenen veredelnd, bei den Römern verwildernd wirkend. Ursprünglich religiöser Art, verloren sie diesen Charakter mehr und mehr, und gestalteten sich unter den Kaisern zu Instituten der ausgedehntesten Gräuel. Gute wie

schlechte Imperatoren überboten sich, um die Menge vermittelst solcher Spiele und unentgeldlicher Brodvertheilung in guter Stimmung zu erhalten; weder Geld noch Menschenopfer wurden gescheut. Die Schaulust der Bevölkerung ward gewöhnt, Befriedigung zu fordern, wie sie nicht nur die Rennbahn des Circus, sondern ebenso das Amphitheater, die Arena, mit ihren entsetzlichen Gladiatorenkämpfen und Thierhetzen gewährte. Daran reiheten sich die Hinrichtungen in grausamster Weise. Achtzig, hundert und noch mehr Tage lang wurden jene entsetzlichen Schauspiele fortgesetzt. Je mehr Menschenblut floß, je gräuelhafter es herging, desto mehr Befriedigung und Jubel ernteten die Veranstalter solcher Feste.

Vor und nach der Zeit der Römer sind sog. Weltreiche enstanden: alle haben sich weit rascher entwickelt als dieses, alle sind aber auch unvergleichbar schneller wieder zusammengebrochen. Darum hat auch keines jener Weltreiche so gewaltige und nachhaltige Folgen hinterlassen wie das römische. Die colossale Machtentfaltung dieser Nation war das naturgemäße Product ihres ganzen innern Wesens, ihrer Sitten, Anschauungsweisen und Einrichtungen. Die durch die Republik allmählich herbeigeführte vollständige Demokratisirung des gesammten Staatswesens machte sämmtliche vorhandenen Kräfte nutzbar für das Ganze. Die Durchbildung der, alle kräftigen Männer ausnahmslos in sich begreifenden trefflichen Milizeinrichtung bot nicht nur stets die Mittel zum Niederwerfen jedes äußeren Feindes, sondern gewährte auch, so lange sie bestand, eine sichere Bürgschaft gegen das Emporkommen einer Tyrannis. Was sodann selbst die unterworfenen Länder und Völker mit innerer Nothwendigkeit an Rom fesselte, war, wie oben bereits angedeutet, die höhere Cultur, ganz besonders in ihrer Anwendung auf die mannigfachsten und gewaltigsten materiellen Verhältnisse. An jene Bauten und sonstigen Anlagen, von denen wir geredet, und deren gewaltige Ruinen noch heute unsere Bewunderung erwecken, reiheten sich zahllose Verbesserungen in Herstellung von Geräthen u. dgl., vor allem aber die Verpflanzung von Culturproducten des Bodens nach allen Theilen des ungeheueren Reiches. Aus Asien und Afrika brachten die römischen Milizen eine Menge der nützlichsten und vorzüglichsten Feldproducte, bessere Getreidearten, Obst, Wein u. s. f., erst nach Italien, dann von da in die sämmtlichen europäischen Provinzen. Selbst noch in der Kaiserzeit sah man die Soldaten verwendet sowol zur Anlage von Kunststraßen, als zum Pflanzen von Reben. Die Entwicklung der Civilgesetzgebung wahrte, so lange der Imperialismus sich nicht festsetzte, ein positives Recht und eine Sicherheit, wie die Welt bis dahin noch nie gesehen. Dabei beseitigte die Toleranz des Polytheismus gegen andere Culten die sonst gefährlichste Quelle der Unzufriedenheit unterworfener Völker: die Verletzung der religiösen Gefühle und Gewohnheiten derselben, indem die Römer nicht nur jeden andern

Götterglauben unangetastet ließen, sondern selbst dessen Verpflanzung und Verbreitung unbedingt duldeten.

Neben solchen erhaltenden und befestigenden Zuständen und Einrichtungen bedurfte es schwerer Mißstände, um das Reich schließlich dennoch zum Untergang zu bringen. Das nächste Uebel lag in dem System der Eroberung. Nach Außen ward keinem Volke Treue gehalten, im Innern aber führte der in allen Theilen der bekannten Erde erpreßte Raub zur Sittenverderbniß jeglicher Art, zur maßlosen Ungleichheit der Vermögen, dem Verschwinden des Mittelstandes, dem Müßiggang der völlig besitzlosen Menge, und den ungeheuerlichsten Schwelgereien der Reichen. Die Begriffe des, mit dem Republikanismus identischen alten Römerthums erstarben. Das Gesindel in allen Provinzen strömte nach der Hauptstadt, um des dortigen Glückes, Brod und Spiele ohne Arbeit zu erhaschen, theilhaftig zu werden. Die Grundlage der militärischen Tüchtigkeit verschwand. An die Stelle der, für jeden besondern Feldzug bewaffneten, und nach demselben zum friedlichen Herd zurückkehrenden Bürger, traten Söldlinge; die Milizen wurden durch Berufssoldaten, durch ein, schließlich am meisten aus fremden Barbaren gebildetes stehendes Heer verdrängt. Damit war jedem glücklichen Truppenführer das Mittel zum Umsturze der Republik, zur Begründung einer unumschränkten Alleinherrschaft gegeben. Wie diese Imperatoren hausten, wie unter ihnen jede Sicherheit, nicht nur des Eigenthums, sondern auch des Lebens aufhörte, ist bekannt. Aber diese, mit unumschränkter Gewalt nach bloser Laune Gebietenden waren doch nur die Werkzeuge und ebenso oft die Opfer der Soldaten, der Höflinge, Weiber und Eunuchen. Selbst die „guten" unter den Kaisern befanden sich nie in der Lage, entschieden umgestaltend auf die bestehende Staats- und Hofmaschinerie einzuwirken. Der Mangel an persönlicher Sicherheit jedes irgend hervorragenden Mannes war es häufiger als der Ehrgeiz, wodurch Aufstände und Usurpationen veranlaßt wurden. Die ganze Kaisergeschichte zeigt auch nicht ein Beispiel, in welchem Vater, Sohn und Enkel einander auf dem Throne folgten, und es kam nur dreimal vor, daß das Diadem vom Vater wenigstens auf den Sohn überging. An Bildung und Veredlung dachten die Imperatoren selten. Die ganze Institution des unumschränkten Herrscherthums brachte es mit sich, daß die, der Freiheit unentbehrlich bedürfende, höhere geistige Cultur sank, daß so viele glänzende Momente aus der republikanischen Zeit in Verfall geriethen. Erkünstelte Verfeinerungen förderten nur das Verderben. Besonders unheilvoll wirkten auf Sitte, Gefühl und Bildung des Volkes die unter den Kaisern mit der ungeheuersten Verschwendung ausgeführten öffentlichen Spiele. Von Augustus an klagen alle besseren Schriftsteller und Staatsmänner, daß nichts so sehr zur Entartung des Volkes beitrage, wie jene Spiele, die an Grausamkeit gewöhnenden Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen, die zur Wollust reizenden

Mimen- und Pantomimendarstellungen, öffentlichen Tänze und Gesänge, wobei überdies der Geschmack, der Sinn für das wahrhaft Schöne und Edle vollständig abstumpfte und verdarb.

So ward allmählich die alte republikanische Römertugend geradezu in ihr Gegentheil, in ein Herandrängen zur Knechtschaft (ein ruere in servitium) umgewandelt. Als dann die religiösen Kämpfe begannen, der Schwerpunkt der Macht von den Prätorianern auf den Clerus überging, und als endlich die rohen, aber wenigstens nicht verweichlichten Barbaren, denen man, selbst entnervt, die Waffen zur Sicherung des Reiches in die Hände gegeben, dieselben zu ihrem Vortheil benützten, — da mußte der ganze Staatsbau zusammenbrechen, und zutreffend bleibt die Bemerkung Gibbon's: Statt zu fragen, warum das Römerreich zerstört ward, sollte man vielmehr darüber erstaunen, daß es so lange dauern konnte.

Das Christenthum.

An die Geschichte Roms reiht sich die der Entstehung und Herrschaftserlangung des Christenthums.

Die alten Zustände waren beinahe durchgehends aufgelöst. Das Römerreich, zur Weltherrschaft geworden, hatte nicht blos der ganzen frühern Entwicklungsweise, die mehr oder minder auf nationalem Abschluß beruhte, bei den übrigen Völkern ein Ende bereitet, sondern durch Absorbiren aller Andern, die Grundlage des alten specifischen Römerthums ebenfalls vernichtet. Auch bei dem welterobernden Volke mußte mit innerer Nothwendigkeit ein gewisser Kosmopolitismus — die Gesammtheit der Menschen umfassend, — an die Stelle seines früheren nationalen Sonderlebens treten. Und dies nicht blos in den äußeren, sondern ebenso in den innern Verhältnissen. Vernichtet waren alle jene staatlichen Einrichtungen, unter denen jeder Bürger in den Angelegenheiten des Gemeinwesens mitwirken konnte. Der Absolutismus hatte sich aller Gewalt bemächtigt. Vom omnipotenten Kaiser hing nicht nur das Loos des Reiches im Allgemeinen, sondern selbst das Leben jedes einzelnen Menschen ab. Auch die alten religiösen Anschauungen hatten sich, bei dem Durcheinanderwürfeln der verschiedensten, abend- und morgenländischen Völker, seltsam vermengt. Die mannigfachen Arten der früheren Gläubigkeit, innig verwachsen mit den besonderen Nationalitäten, hatten in weiten Kreisen aufgehört. Eben so wenig wie in den weltlichen Dingen, konnte man in den veralteten religiösen eine Befriedigung und Beruhigung finden. Ergab man sich auch, angesichts der unwiderstehbaren cäsarischen Allgewalt, einer Art Fatalismus, indem man stumpf über sich ergehen ließ, was eben kommen mochte, so trat dagegen innerlich eine tiefe Sehnsucht nach einem wenigstens geistig besseren Zustande ein.

Manche Ideen griechischer Philosophen hatten sich, besonders von dem Brennpunkte des Völkerverkehrs, Alexandria aus, und namentlich durch Vermittlung gelehrter Juden, wie Philo's, bei den Gebildeten unter den Römern wie den sonstigen Nationalen, Eingang verschafft. Bei dem niedrigen Stande der Naturwissenschaften war am entscheidendsten imponirend gerade diejenige Richtung der hellenischen Philosophie, welche sich am meisten und krassesten in Mysticismus hüllte; je weniger sie zu klarer Erkenntniß führte, desto phantastischere Dinge ließen sich daran knüpfen. Die Ideen Heraklit's und Pythagoras', vor allen aber die des schwärmerischen, von dem Wesen der Realität so weit als möglich sich lossagenden Plato, umnebelten und ketteten den menschlichen Verstand. Der Zusammenbruch des altrömischen, des jüdischen, sowie überhaupt jedes Nationalstaats; die Verzweiflung an den Göttern, welche alle diese Staaten und Völker nicht hatten retten können; endlich die Hoffnungslosigkeit auf Erden überhaupt, leiteten die Sehnsucht nach einer andern Welt, und zwar sollte, ebenso wie auf Erden ein einzelner Mensch, der Kaiser, gleichsam für Alle dachte und handelte, auch im „Himmel" nur Einer das gesammte All in seinen Händen halten. Wie man hienieden nur in der unbeschränkten Einzelherrschaft, der Monarchie, Heil zu finden hoffte, so ward das gleiche Princip auf das „Jenseits" übertragen, und an die Stelle zahlloser, wie sich gezeigt hatte, machtloser Götter, ein Monotheismus um so mehr gesetzt, als insbesondere die jüdischen Gelehrten von Alexandria den einheitlichen Gott ihres Volkes mit dem nebelhaften Glanze der scheinbaren Weisheitstiefe jener hellenischen Schwärmer umgeben hatten. Selbst viele Stoiker wurden von dieser gewaltigen Strömung fortgerissen, und insbesondere ward der edeldenkende, obwol dem Charakter nach schwache Seneca das Haupt dieser Art Schule, fast möchte man (mit Bruno Bauer) sagen: dieser „neuen Religion".

So hatte eine Anschauungsweise ziemlich allgemein im römischen Reiche Wurzel gefaßt, welche das Emporkommen des Christenthums nach allen Richtungen vorbereitete und ebenso dieses Emporkommen erklärt. Handelt es sich dagegen um eine Darstellung der Art und Weise des wirklichen Inslebentretens des Christenthums, so mangeln die nöthigen Materialien, und man muß bekennen, daß man sich hier nicht mehr auf historischem Boden befindet; es fehlen nicht nur wirklich beglaubigte, sondern überhaupt genügend glaubwürdige Nachrichten. In den gleichzeitigen römisch-griechischen Geschichtswerken suchen wir vergeblich nach Aufschlüssen, wie das welterschütternde Drama im Judenlande sich abgespielt habe; die Namen von Jesus und seinen Jüngern finden sich nirgends auch nur erwähnt. Nicht früher, als im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird flüchtig der Christen, sodann eines Chrestos gedacht, durch den unter den Juden Roms, zur Zeit des Kaisers Claudius, Aufregung entstanden sei. Bleibt nun allerdings eine Reihe neu-

testamentlicher Schriften. Aber schon längst haben sich in Beziehung auf sie und ihre Entstehung, nach Zeit, Form und Inhalt die mannigfachsten Bedenken, und zwar selbst bei älteren, mehr oder minder orthodoxen Theologen erhoben, lange zuvor ehe ein David Strauß, Renan, Bruno Bauer u. A. eine scharfe Kritik übten. Daß die Hergänge nicht einfach und glatt so gewesen sein können, wie die gewöhnlichen Schilderungen lauten, läßt sich, bei einer Prüfung, wie der Historiker sie allenthalben anwenden muß, unmöglich in Abrede stellen.

So ist es denn gekommen, daß schon in der kurzen Zeit, in welcher das Thema überhaupt Gegenstand der Untersuchung werden konnte, die mannigfachsten, widersprechendsten Erklärungsversuche aufgetaucht sind, von denen auch nicht einer zu allgemeinerer Geltung gelangen konnte, so sehr man die vorhandenen Lücken in der bisherigen Darstellungsweise und die Berechtigung der sich aufdrängenden Bedenken anerkennen muß. Wir sehen zunächst ganz ab von der natürlichen Wundererklärung eines Prof. Paulus und ähnlichen Arbeiten. Verschiedene Gelehrte, Laien und selbst christliche Theologen gelangten, und zwar auf sehr verschiedenen Wegen, sogar zu der Ansicht, die ganze Erscheinung Christi lasse sich nur bildlich nehmen, sei eine blose Allegorie. Ausgehend von dem bekannten Satze, daß den älteren Religionsgebäuden durchgehends ein Natur-, speciell ein Sonnecultus zu Grund liege, entwickelte der gelehrte Franzose Dupuis in einem weitumfassenden Werke (sur l'origine de tous les cultes, 3 Quartbände, Paris 1795) eine dahin zielende Theorie: unter den Namen Osiris, Herkules, Dionys, Apoll u. s. w. sei das mächtige Gestirn des Tages personificirt und verherrlicht worden, allerdings ohne daß die Späteren dieses Zusammenhangs sich bewußt geworden wären; man habe dann diesen Göttern allegorisch solche Wunder beigemessen, wie die Menschen solche der Sonne wirklich verdankten, als der, nach dem Tod bringenden Winter jedes Jahr wieder auferstehenden und Alles neu belebenden Erretterin. In gleicher Weise habe dann die ungezügelte Phantasie dem neuen christlichen Religionsstifter ähnliche Thaten beigelegt. Obwol nun aber diese Auffassung mit entschiedener Gelehrsamkeit plausibel zu machen gesucht ward, und obwol sie eine bedeutende Unterstützung in dem unbestreitbaren Umstande zu finden scheint, daß noch jetzt alle Kirchenfeste durch den Stand der Sonne bestimmt werden, fand sie doch entschiedenen Widerspruch, da allerdings viele Momente ohne einfach-natürliche Erklärung blieben.

Von einem ganz andern Standpunkt ausgehend als Dupuis, kam der gelehrte Theologe Bruno Bauer, nach viele Decennien hindurch fortgesetzten Studien gleichfalls zu der, allerdings höchst parador klingenden, jedoch wissenschaftlich mit vieler Kenntniß und großem Scharfsinn durchgeführten Ansicht, die auf uns gekommenen Schilderungen Jesu beruheten überhaupt nicht auf

Realität, sondern seien die Umwandlung, die Verkörperung jenes (theoretisch gedachten) Ideals Seneca's, welches Ideal die Menschheit geistig eben so retten sollte, wie man von den unumschränkten Kaisern weltlich Rettung hoffte. — Indem Bauer, „unter Anerkennung des jüdischen Beitrags, dem Antheil die Ehre gibt, welchen das griechisch-römische Alterthum an der Zeugung des Christenthums aufzuweisen hat," zeigt er zunächst — daß sehr viele der eindringendsten Sprüche und Bilder des Neuen Testamentes in Seneca ihren Verfasser hatten und, hie und da mit angepaßten modificirten „Pointen" in die, erst während des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zum Abschluß gebrachten Schriften des Neuen Testamentes übertragen wurden. Die Sentenzen und Bilder, wie sie der römische Philosoph entwarf, erscheinen (wie oben schon bemerkt) „nach der stilistischen Form der Composition und der Diction", so wie nach der natürlichen Motivirung, als die Originale, die Bibelsprüche als Wiederholungen und Nachbildungen. Doch nicht blos dies. „Seneca und Philo lieferten den Geist und die Materialien, die für die bedeutungsvollste Bezeichnung des Messias als „„des Menschensohnes"" nothwendig waren." „Wir müssen uns irgend einen edlen Mann aussuchen", schrieb Seneca, „den wir stets vor Augen haben, damit wir leben, als schaue er zu und handeln als sähe er es .... Der Geist muß Einen haben, den er mit einer Scheu ehrt, die auch sein geheimstes Innere heiligt .... Ich erdichte kein eitles Schaustück menschlicher Geisteskraft, noch entwerfe ich in dem Gewaltigen ein wesenloses Bild, sondern wie ich ihn in meiner Ueberzeugung trage, habe ich ihn aufgestellt .... Ans Kreuz geschlagen werden, gefesselt, verstümmelt werden, sich als Opfer darbringen, gehört zu den Kennzeichen der Tugendhaften, die sich für das große Gemeinwesen der Menschheit abmühen .... Wenn Du einen Mann siehst, in Gefahren ungebeugt, von Lüsten unberührt, im Unglück beglückt, wirst Du nicht sprechen: eine göttliche Kraft ist über ihn gekommen?" Noch an vielen andern Stellen spricht sich Seneca im gleichen Sinne aus. Bruno Bauer (und nach ihm namentlich Lüdeking) kommt zu dem Schlusse, daß das Bild des neutestamentlichen Christus, der im Kampfe gegen die Satzung fällt und den Tod überwindet, ein allegorisches Gemälde, ein Kunstwerk sei, zu dem der römisch-griechische Geist den Entwurf geliefert, — eine freie Composition des von Seneca entworfenen Heilandsbildes, die dann im zweiten Jahrhunderte dem in der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments fertig vorliegenden Messiasbilde, durch Rückbeziehung auf die dort zusammengelesenen und herangezogenen Züge, angepaßt und mit dem Colorit des Orients, dem Zauber der Verheißung ausgestattet worden sei. Nur das Knochengerippe der neuen Lehre trage jüdischen Ursprung, der Geist entstamme der hellenisch-römischen Philosophie. (Br. Bauer, Christus und die Cäsaren; der Ursprung des Christenthums aus dem römischen Griechenthum, Berl. 1877,

und das Urevangelium und die Gegner der Schrift „Christus und die Cäsaren", Berl. 1880. Bemerkt sei noch: Seneca starb im Jahre 65 unserer Zeitrechnung, während die Abfassung der neutestamentlichen Schriften, wie sie uns vorliegen, nach den Ergebnissen der sorgsamsten Forschungen, zwischen die Jahre 100 und 180 fällt.)

Eine eigenthümliche Unterstützung erhält die Bruno Bauer'sche Hypothese durch ein von diesem Gelehrten bei der gegenwärtigen Gelegenheit nicht erwähntes Factum: die Geschichte des Apollonius von Tyana. Dieser soll beiläufig gleichzeitig mit Jesus geboren worden sein (etwa im Jahre Roms 750, also 3 Jahre früher als Christus), während er sehr lange gelebt habe. Seine Schicksale bilden, ohne daß von einer systematischen Nachahmung die Rede sein kann, vielfach Seitenstücke zu denen Jesu's, und ebenso gleichen sich die beiderseitigen Lehren, nur mit dem Unterschiede, daß das ganze Leben des Apollonius nicht den jüdischen, sondern den heidnischen Typus an sich trägt, und Alles auf pythagoräischer, durch den Neuplatonismus hie und da etwas modificirter Anschauungsweise entwickelt ist. Aus der gesammten Darstellung ist der in der damaligen Menschheit sich geltend machende tiefe Drang erkennbar, in einem unendlich edlen, zur unbedingten Selbstaufopferung stets bereiten Weisen — ein göttergleiches Ideal — ein Jedermann begeisterndes, die Menschheit erhebendes und gleichsam rettendes Vorbild zu erlangen. So wird denn Apollonius geschildert als ein zum Wohle unseres Geschlechtes erscheinendes, gottähnliches Wesen, als Σωτηρ = Retter, Erlöser. Er ist Lehrer und Reformator, Prophet und Wunderthäter, durch Leiden erniedrigt und durch Wunder — schon von seiner Geburt an — verherrlicht, wie Christus. Er wird nicht dargestellt im Gegensatze zu diesem (was man früher vielfach annahm), sondern auf gleicher Grundlage, nur in modificirter Richtung, von vorn herein entsprechend, nicht blos einer erstrebten Reformation bei einem einzelnen Volke (den Juden), sondern einer solchen bei allen vom Römerreiche umfaßten Völkern, also der gesammten Menschheit. Darum bewegt er sich denn auch nicht ausschließlich in einem einzelnen Lande (Palästina), sondern wir hören von ihm aus Indien, Babylonien, Aegypten, Griechenland und Westrom. Ohne selbst Gott zu sein, wirkt er allenthalben als gottähnlicher, kenntnißvoller, begnadeter Weiser. Auch er vollbringt Mirakel, vielfach ähnlich den in den Evangelien erzählten, wobei man jedoch, speciell bei der Todtenerweckung, im Zweifel gelassen wird, ob ein zum Grabe getragenes Mädchen (hier ist es kein Jüngling) wirklich oder nur scheintodt war. Ebenso treibt er Dämonen aus menschlichen Körpern, tritt aber auch, ungebeugten Muthes, dem Despotismus des Kaisers Domitian entgegen. In seiner Lehre dringt er auf Tugend und Sittlichkeit. Die verschiedenen Göttergestalten sind ihm nur Symbole des einen göttlichen Wesens. „Was dem Opfer oder Gebet einen Werth gibt, ist nur die Reinheit der Ge-

sinnung: Wir sind alle göttlichen Geschlechtes, abstammend von einem Vater." Die Seele ist insofern unsterblich, als sie nach dem Tode des Menschen in einen andern Körper wandert. Dabei erscheint Apollonius immer als das edelste, selbstloseste Vorbild, — die humanisirte Göttlichkeit. Nachdem ihm Caracalla ein Heiligthum erbaut, erhielt er bald viele Tempel, Altäre und Bildsäulen geweiht; auch wurden Münzen ihm zu Ehren geschlagen. Kaiser Alexander Severus stellte in seinem Lararium die Büsten von Apollonius, Christus, Abraham und Orpheus auf. — Nachdem bereits Celsus, dann Hierokles, Statthalter von Bithynien, Schriften zum Lobe des Apollonius verfaßt, von denen wir nur noch durch die leidenschaftliche Entgegnung des Kirchenvaters Eusebius einige Kunde besitzen, veranlaßte die Gattin des Kaisers Septimius Severus zu Beginn des 3. Jahrhunderts den Rhetor Philostratos, die zerstreuten Berichte über jenen Weisen zu sammeln und zu einer Art Biographie zu verarbeiten, welche, noch vorhanden, von vielen Tausenden damals als heilige Geschichte geglaubt und verehrt ward, bis allmählich das zur Alleinherrschaft gelangte Christenthum diesem Cultus ein Ende machte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns hier auf historischem Boden nicht befinden, sondern daß die gesammte Darstellung nichts anderes als die Personificirung eines Ideales ist, ganz entsprechend der Vorstellung und dem glühenden, phantastischen Verlangen Seneca's. Dadurch stellen sich die Anschauungsweise, die Hoffnungen und Bedürfnisse jener Zeit ziemlich deutlich dar, auf die wirkliche Geschichte fällt durch diesen Doppelgänger Jesu wenigstens mittelbar ein erhellender Lichtstrahl, und die Hypothese Bruno Bauer's erlangt eine weitere, ansehnliche Stütze.

Wir müssen indeß zugestehen, daß, wie Vieles auch für die Auffassung Bauer's spricht, und wie wenig eine Widerlegung seiner Argumentationen bis jetzt gelungen ist, gleichwol den Gegnern immerhin noch die Einrede bleibt: absolut zwingende logische Beweise, daß die Gestaltung gerade die von Bauer geschilderte habe sein müssen, seien nicht erbracht.

So sehen wir uns denn auf die neutestamentlichen Schriften in der gewöhnlichen Auffassung hingewiesen. Damit aber sind wir, bei nur einiger Kritik, sofort zu dem Bekenntnisse gedrängt, daß uns auch hier jeder wirkliche historische Boden fehlt. Während des ersten Jahrhunderts scheint das Christenthum ohne alle kirchliche Schriften bestanden zu haben, — jedenfalls bestand es ohne diejenigen, welche uns heute vorliegen, so wie wir dieselben kennen. Von Jesus selbst ist nicht die kleinste Aufzeichnung vorhanden. Die „Evangelien" haben keinen der Apostel zum Verfasser; sie stehen vielfach unter sich, oft in sehr greller Weise, im Widerspruch, und sind unverkennbar zu höchst verschiedenen Zwecken und mit abweichenden Tendenzen verfaßt und wiederholt umgearbeitet worden, so daß zwischen ihnen vielfach eine nie zu überspringende Kluft liegt.

Gilt dies schon von den durch die Kirche noch heute anerkannten Schriften, so darf nicht übersehen werden, daß es außer ihnen eine ansehnliche Zahl weiterer „Evangelien" gab (die sog. „unechten"), welche sich theilweise oder sämmtlich auf einen ähnlichen Ursprung und gleiche Entstehungszeit wie die sog. „echten" zurückführen lassen und während der älteren Zeit in Christengemeinden eine gleiche Verehrung wie diese genossen.

Sind nun schon die äußeren Merkmale der vorliegenden Schriften derart, daß sie eine historische Authenticität nicht beanspruchen können, so führen die innern Kennzeichen zum gleichen negativen Ergebnisse. Wirr und vielfach sich gegenseitig widersprechend, gehen die einzelnen Erzählungen chaotisch durcheinander. Bei keinem der Verfasser finden sich bestimmte Angaben über Ort und Zeit. Die Stunde, in der etwas geschehen sein soll, wird zwar mitunter angegeben, nicht aber der Tag, der Monat, das Jahr. Selbst ein genügender Aufschluß über die Geburt des Religionsstifters fehlt. Marcus schweigt ganz darüber, und die Erzählungen von Matthäus und Lucas lassen sich unmöglich in Einklang bringen. Was doch am strictesten und buchstäblichsten übereinstimmen müßte, das Geschlechtsregister, steht in beiden Evangelien, welche ein solches enthalten, in so vollständigem Widerspruche, daß man zwei absolut verschiedene Stammbäume vor sich hat. Ueberhaupt beschränken sich die Abweichungen und Widersprüche in den Darstellungen keineswegs auf Nebenumstände, sondern sie zeigen sich durch principiell verschiedene, sich geradezu bekämpfende Endziele (Tendenzen) veranlaßt. Der Kern der Meinungs- und Darstellungsverschiedenheit lag zunächst in dem Streite, ob die neue Lehre nur für die Juden bestimmt, oder auch den Heiden zugänglich zu machen sei. Das Erste war, nach diesen Quellen, von Jesus unzweifelhaft beabsichtigt; nachdem sich aber unter den Juden nur wenige Anhänger finden ließen, entschloß man sich auch zum Heranziehen der Heiden. (Nach Matth. X, 5 und 6, hätte Jesus den Aposteln ausdrücklich verboten, sich an die Heiden oder selbst nur an das Mischlingsvolk der Samariter zu wenden; so wenig hätte der Stifter an Begründung einer Weltreligion gedacht — im Gegensatze zu Apollonius.)

Was aber diesen sämmtlichen Schriften den Anspruch auf Verwendbarkeit als historische Quellen an sich schon entzieht, ist der sie unbedingt beherrschende Wunderglaube, das Mirakelwesen, das die Grundlage ihres Inhalts bildet, worauf gleichsam alles Andere beruht. Die Verfasser, ihren Namen und bürgerlichen Stellungen nach völlig unbekannte und augenscheinlich wenig gebildete Personen, voll mystisch-phantastischen Eifers, haschten begierig nach Erzählung von Dingen, durch welche gerade die Gesetze der Natur aufgehoben und gleichsam auf den Kopf gestellt sein sollten. Je naturwidriger, je unmöglicher — desto besser, weil desto mehr imponirend einer unwissenden, aber-

gläubischen, wundersüchtigen Menge. Die Mirakel erscheinen nicht etwa als blose Zuthaten zu den Lehren und Erzählungen, die man beliebig hinweglassen kann, sondern sie bilden nach der Absicht der Schreiber höchst wesentliche Bestandtheile ihrer Angaben, ja den eigentlichen Kern ihrer Darstellungen; die Verfasser haben eigens geschrieben, um gerade diese Wunder zu constatiren; sie betrachten dieselben als unentbehrlich für die neue Lehre, weil den Beweis ihrer Göttlichkeit enthaltend, wie denn auch Paulus (1. Kor.) aufs Bestimmteste erklärt, die neue Lehre stehe und falle mit dem Glauben an das Wunder der Auferstehung Christi.

In Folge des bezeichneten Strebens entsteht unter den Händen der Verfasser, ohne daß sie es wahrnehmen, ein Bild von Jesus, das sich nicht nur mit dem Seneca-Bauer'schen nicht vergleichen läßt, sondern welches wir, nach unserm Gefühl und unserer Anschauungsweise, überhaupt ein passendes und würdiges kaum nennen können. Nicht die Morallehren, welche durchgehends jene des geläuterten damaligen Judenthums, oder jene der alexandrinisch-römischen Schule wiederholen, sondern die Wunder bewirken die Masse der Bekehrungen. Daß Jesus verstorbene, sogar schon der Verwesung verfallene Menschen ins Leben zurückgebracht, daß er Kranke aller Art geheilt, aus Besessenen, die er überall findet, Teufel ausgetrieben, mit zwei Broden Tausende von Menschen gespeist, Wasser in Wein verwandelt u. s. f., dies sollten unantastbare Beglaubigungen seiner Gottheit sein. Der Stifter der neuen Lehre heilt denn nicht blos absichtlich, sondern sogar ohne es zu ahnen, wenn die Hilfesuchenden ihm nur das Kleid berühren; er heilt nicht nur in seiner Anwesenheit, sondern sogar in der Ferne, ohne die Leidenden zu sehen. Dabei aber unterlassen es die befangenen Verfasser, dasjenige mitzutheilen, was auf höhere intellectuelle Bildung schließen ließe, ohne welche doch die Neubegründung des geistigen Lebens der ganzen Menschheit unmöglich sein dürfte. Sie scheuen nicht zurück vor Uebertragung des in heidnischen Culten adoptirten, dem Judenthum jedoch fremden Gedankens einer Zeugung des Religionsstifters durch Gott selbst mit einer Jungfrau (wie bei Romulus ꝛc.) In dem Wahne, die Göttlichkeit bedinge es so, lassen sie jede Spur eines kindlichen Familienlebens vermissen. Vergebens sucht man bei ihnen nach Kundgaben von Anhänglichkeit des Geschilderten an Eltern und Geschwister und der Liebe zu denselben. Selbst die Mutter muß sich schroff abweisen lassen („Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen!" Joh. II, 4; ähnlich ein andresmal, Matth. XII, 46—48), und von dem Vater und den Geschwistern ist in der bezeichneten Richtung nirgends auch nur eine Andeutung zu finden. Es wird dies erklärlich, wenn man sich auf den Standpunkt Seneca's begibt, nicht aber, wenn man von den jüdischen Verhältnissen ausgeht. Von Vaterlands- und Freiheitsliebe findet sich in den Lehren und Sentenzen, so wie sie vorgetragen werden, keine Spur,

und doch hätte die damalige Zeit deren dringend bedurft; über Jerusalem selbst schwebte große Gefahr, aber gefallen war es noch lange nicht; wesentlich anders gestaltet sich das ganze Verhältniß, wenn man, entsprechend der späteren Situation, mit Seneca eine bereits unwiderruflich vollzogene Auflösung aller Sondernationalitäten im Weltreiche, und eine völlige Hoffnungslosigkeit bezüglich der Freiheit gegenüber dem allmächtigen Cäsarenthum voraussetzt.

So müssen wir denn das Ergebniß unserer Untersuchung dahin zusammenfassen: Irgend verlässige Nachrichten sowol über die Person von Jesus, als über das Entstehen und die erste Entwicklung des Christenthums fehlen vollständig; die „Evangelien" sind als authentische historische Quellen nicht verwendbar, und sie entwerfen überdies von Jesus ein Bild, das weder den berechtigten Anforderungen entspricht, noch überhaupt ein getreues sein kann; — unzweifelhaft ist uns nur das Eine, daß die Dinge überhaupt nicht so verlaufen sein *können*, wie in der herkömmlichen Weise angenommen wird.

Kaum klarer gestaltet sich die Geschichte nach dem „Tode" Jesu. Ferd. Chr. *Baur* und die ihm folgende Tübinger theologische Schule, dann auch J. *Frohschammer* („Der Fels Petri in Rom") haben allerdings manche überlieferte Ansicht berichtigt oder ganz widerlegt; immer wieder stößt man aber unwillkürlich auf jene principielle Grundverschiedenheit der Anschauungen, je nachdem man die vorliegenden Aufzeichnungen wörtlich oder allegorisch auffaßt, je nachdem man den Ursprung der neuen Religion auf das Judenthum oder, gerade dem Geiste nach, auf das philosophische Hellenen- oder Römerthum zurückführt, — gegensätzliche Anschauungen, bezüglich welcher wol nie eine Einigung stattfinden dürfte.

Nach den vorliegenden Schriften erscheinen die Apostel, zusammengerafft aus den unwissendsten Klassen, nicht blos als roh und ungebildet, sondern als völlig unzuverlässig und unbeständig. Sobald ihnen das Mißlingen des — übel vorbereiteten und mit völlig ungenügenden Mitteln begonnenen — Unternehmens klar wird, verräth und verkauft der Schlechteste unter ihnen seinen Herrn und Meister, während der Beste ihn wiederholt verleugnet, — gerade Derjenige, auf welchen angeblich der Messias, als auf einen Fels, seine Kirche bauen wollte.

Da die neue Lehre mit ihren Mirakeln unter den Juden, für welche sie ursprünglich allein bestimmt gewesen sein soll, keinen Anklang findet, so wendet sich einer der Apostel, und zwar der mindest ungebildete, aber auch phantastischste, der zudem Jesus nicht einmal persönlich gekannt hatte, an die *Heiden*. Es gelingt ihm, mit dem Mysticismus und den Wundern Proselyten unter ihnen zu machen. Statt nun erfreut darüber zu sein, ärgern sich die Andern; ihr Ehrgeiz und ihre nationale Eitelkeit sind dadurch verletzt, denn die

Umgestaltung der alten Lehre war ja ursprünglich nur für die Juden bestimmt. Es entwickeln sich höchst widerliche Scenen. Einer der Apostel zieht dem Andern nach, um ihn als Irrlehrer auszuschreien. Die „Apostelgeschichte", wenn auch vielfach überarbeitet, um die üblen Eindrücke zu verwischen, verbirgt kaum oberflächlich diese Gegensätze. Die Formalität der Beschneidung kommt in den Vordergrund, um tiefer liegende Motive zu verdecken. — Doch wir verweilen nicht länger hierbei.

Die ersten Christen, welche den Bewohnern von Rom in historisch beglaubigter Art bekannt wurden, gehörten zur unwissendsten und rohesten Klasse der bürgerlichen Gesellschaft. Während der ersten Jahrhunderte fand sich unter ihnen auch nicht Ein durch Wissen, Geist und Thaten hervorragender Mann. Nicht zufrieden, ihren Cultus ungehindert auszuüben, versuchten sie gewaltsam die Unterdrückung des Heidenthums, der Religion der unendlichen Volksmehrheit. Sie, vorerst noch eine kleine Minorität, verfolgten und verhöhnten die Andern, bis diese, natürlich Gebrauch machend von ihrer Ueberzahl, die Ruhestörer zu Paaren trieben, wobei begreiflicher Weise das richtige Maß auch überschritten ward. Selbst Kirchenväter wie Tertullian forderten ungescheut die Soldaten auf, den heidnischen Kaisern den Gehorsam zu verweigern, und so sah man selbst Centurionen wie Marcellus an Festtagen ihre Waffen und Auszeichnungen mit Verachtung wegwerfen unter dem Geschrei, einem götzendienerischen Herrn nicht ferner zu dienen. Auf solche Erscheinungen folgten dann allerdings die „Christenverfolgungen". Dieselben waren indeß weder so zahlreich noch so heftig wie erzählt wird. Selbst Origines bekennt, daß bis zu seiner Zeit, Jahr 324, der Martyrer „wenige und sehr leicht zu zählende" gewesen seien, und sein Freund Dionysus bestätigt diese Thatsache durch Einzelangaben. Viele Christen suchten sich aber aus fanatischem Eifer absichtlich Verfolgungen zuzuziehen; sie wollten dadurch der höchsten himmlischen Seligkeit theilhaftig werden. Nicht selten bemüheten sich heidnische Richter, Gründe für Freisprechungen aufzufinden. Tertullian selbst hat den Ausruf eines Proconsuls Antonius aufbewahrt: „Unglückliche Menschen! Ist es denn, wenn Ihr eures Lebens müde seid, so schwer, ein Seil oder einen Abgrund zu finden?" Bei der Kläglichkeit der geistigen wie der materiellen Zustände in dem, aller Sicherheit jedes Einzelnen ermangelnden, absolutistisch-despotischen Kaiserthum griff diese Strömung immer weiter um sich. Es wuchs die Zahl der Gläubigen, und sie bildeten den allein thatkräftigen und thatendurstigen, zu Allem entschlossenen und zu Allem stets bereiten Theil der Bevölkerung. Dies erkannte namentlich der Kaiser Constantin, der es denn für seine persönlichen Zwecke unbedingt vortheilhaft fand, sich an die Spitze der Christen zu stellen, gewiß, damit die rührigste und opferbereiteste Partei an sich zu ketten. Er war übrigens keines-

wegs gewillt, sich zum gefügigen Werkzeug der christlichen Priester zu machen, sondern gebot, obwohl damals selbst noch Heide, als Dictator, namentlich auf dem Concile zu Nikäa, und die zuvor so Unbändigen gehorchten lammfromm seinen Befehlen.

Mit dem Siege des Christenthums wurden sofort barbarische Verfolgungen aller Andersdenkenden ins Werk gesetzt, und zwar nicht blos Verfolgung der Heiden, sondern ebenso Verfolgungen der verschiedenen christlichen Sekten unter sich selbst. Die heiligsten Gefühle der alten Götteranbeter wurden in raffinirtester Weise verletzt und verhöhnt; man machte heidnische Tempel zu christlichen Freudenhäusern; wer auf dem Altärchen seines Hausgötzen ein paar Weihrauchkörner anzündete, hatte dadurch die Todesstrafe verwirkt. Unter sich selbst stritten die Christen mit gleicher Wuth über unbegriffene und unbegreifliche Dinge; Homousios oder Homoiousios — Gott gleich oder Gott ähnlich — waren Hauptunterscheidungs- und Schlagwörter. Besonders kämpften Arianer und Katholiken, abwechselnd der Hofgunst sich erfreuend, mit wechselndem Erfolge, aber stets gleicher Verfolgungswuth, bis die Letzten endlich den Sieg errangen und ihre Gegner vertilgten.

Der sittliche Zustand unter den verschiedenen, meistens höchst fanatischen Sekten war ein durchaus unbefriedigender, oft sogar wahrhaft gräulicher. Scheinbar nur an den Himmel denkend, und zwar so, wie Unwissenheit und Rohheit denselben sich ausmalten, erklärten diese Schwärmer alles Menschliche für sündhaft, verwerflich und abscheulich, obwohl mitunter die krassesten Ausschweifungen unter ihnen vorkamen. Von Verbesserung des Looses der Menschheit wollten sie nichts wissen; die Erde sollte eigens zu einem Jammerthale gemacht werden. Daß unter diesen Verhältnissen alle Theile der geistigen Cultur sinken mußten, ergab sich von selbst; insbesondere wurde die herrschende Strömung geradezu verderblich für die Literatur.

In solchem Zustande befand sich das Christenthum und die von demselben beherrschte römische Welt, als die Völkerwanderung dem gewaltigen Reich ein Ende machte, und unter Blut und Ruinen eine neue Gestaltung im Völker- und Culturleben begann.

Das Mittelalter.

Allgemeine Verhältnisse.

Das römische Weltreich hatte, schon als Weltreich, dann mit seinem Kaiserdespotismus und dem an die Stelle der Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes gesetzten Prätorianerthum, überhaupt dem Militarismus, zahllose Uebel hervorgebracht. Gleichwol war sein Untergang ein Sieg der Barbarei über eine vielfach entwickelte Cultur, ein Triumph der Rohheit über die, wenn auch durch Corruption untergrabene Gesittung. Die Zerstörungswuth der Barbaren kannte keine andern Grenzen, als die große Mühe, welche die Vernichtung namentlich der zahlreichen und dauerhaften Kunst- und sonstigen Werke erforderte. Ein wilder Stamm verdrängt den andern. Hungersnoth und Pest stellten sich allenthalben als Begleiter ein. Die Periode vom Tode des Kaisers Theodosius I. bis zur definitiven Niederlassung der Longobarden — ein Zeitraum von nahezu zwei Jahrhunderten — umschließt wol die Periode der Geschichte, in der sich die Menschheit in den entsetzlichsten Zuständen befand.

In allen Ländern der civilisirt gewesenen Welt, einige Gebiete Ostroms ausgenommen, herrschen nun fremde Völker. Fast jede Spur der römischen Cultur ist verschwunden. Regierungsformen, Gesetze, Sitten, dann Kleidung, Sprache, Namen von Menschen und Gegenden sind neu. Bildung war verachtet von diesen Barbaren; die Greise der eigenen Stämme galten für ehrlos, weil sie nicht längst ihr Leben im Kampfe geendet.

Endlich, nach Jahrhunderte hindurch dauerndem Chaos, nach Jahrhunderte lang währenden Gräueln und Verheerungen jeder Art, gelangten die zuletzt in die verschiedenen Länder des Römerreichs eingebrochenen Barbaren zu festen Ansiedelungen. Theils hatten sie zuvor schon das Christenthum angenommen, theils erfolgte die Bekehrung bald nachher. Die orientalische Mystik, die Uebersinnlichkeit, das Unbegreifliche der neuen Religion imponirte diesen unwissenden und abergläubigen wilden Haufen, wie es Vernunftgründe nie vermocht hätten. Die meisten dieser Stämme waren Arianer; einige, worunter die bald zu hervorragender Macht gelangenden Franken, nahmen den Katholicismus an. Aber es machte sie das Christenthum moralisch nicht besser. Der Cultus bestand in einem leeren, oft geradezu sinnlosen Formelwerke; die Frömmigkeit im Ceremonienwesen und der Hingabe des weltlichen Besitzes an die Kirche. Was diese forderte, stand im Gegensatze zu den ursprünglichen Anschauungen der durch naturwüchsige Tapferkeit und kräftiges Selbstbewußtsein sich aus-

zeichnenden Völker. Jetzt sollte hingegen Demuth sie erfüllen. Da erwuchsen Scheinheiligkeit, Heuchelei und Corruption jeder Art. Die aus der alten Frankenzeit auf uns gekommenen Aufzeichnungen (eines Gregor von Tours u. s. f.) geben ein nicht endendes Bild von Lastern und Gräueln: Mord, Todtschlag, Meineid, Verrath und Wortbruch; dabei herrschen Völlerei und sonstige Ausschweifungen ganz allgemein. Der Straßenräuber entlastet sein Gewissen, wenn er einen Theil seines „Diebssegens", wie man es nannte, an die Kirche abtrat; den göttlichen Strafen des Meineids meinte man dadurch zu entgehen, daß man die Gebeine des Martyrers, auf welche man schwor, heimlich aus dem Reliquienkasten entfernte. Geistige Bildung und materielles Volkswohl — beide in naturgemäßer Wechselwirkung stehend — waren gleich wenig vorhanden. Nur zwei Stände genossen höhere Geltung: Priester und Krieger. Dies blieb, auch in der nach Außen glänzenden Periode Karls des sog. Großen. Die Kirche that weniger als nichts für die Cultur; sie wirkte häufig sogar positiv hindernd. Die heidnischen Schriften wurden vom Klerus systematisch zu vertilgen gesucht. Dieses in Mitteleuropa höchst allgemeine Streben breitete sich bis zu dem fernen Irland aus, wo der „Apostel" dieser Insel, der „heilige" Patrik, eine große That vollbracht zu haben glaubte, als es ihm gelang, 300 Rollen heidnischer Dichtungen zu verbrennen. Dies war keine vereinzelte Erscheinung. Schon das vierte Concil von Karthago hatte den Bischöfen das Lesen weltlicher Bücher verboten. Insbesondere galten alle physikalischen Kenntnisse als unvereinbar mit den geoffenbarten Dogmen. In der langen Reihe damaliger Kirchenversammlungen finden sich nirgends Beschlüsse zur Verbreitung des Wissens, oder auch nur zur Ausschließung der völlig Unwissenden von den Priesterweihen, noch weniger zu Gunsten der Volksaufklärung. Dies kann um so weniger Verwunderung erregen, als die auf diesen Kirchenversammlungen Anwesenden, und zwar selbst Bischöfe nicht ausgenommen, oftmals sogar der Mehrzahl nach, nicht einmal den eigenen Namen schreiben konnten. Schon auf dem Chalcedonischen Concile befanden sich nicht weniger als vierzig Bischöfe in diesem Falle. Sie waren die Vertreter, Bewahrer und Ausleger der Religion, — der die ganze Menschheit von der Geburt bis zum Grabe leitenden und beherrschenden Kirche. Daß es da bei den Laien nicht besser aussehen konnte, ergibt sich von selbst; lag doch deren ganze Erziehung in den Händen des Klerus. Selbst der Königssohn Karl der sog. Große, kam, trotz seines Wissenstriebes, erst im 32. Altersjahre dazu, lesen zu lernen. Herbaud, im 9. Jahrhunderte Comes palatii und Großrichter des Reiches, lernte es überhaupt nicht, und eine solche Unwissenheit hatte für seine Zeitgenossen nicht einmal etwas Auffallendes. Auch der „große" Kaiser Otto I. konnte weder lesen noch schreiben. Nach der Blüthezeit der Griechen und Römer war die Menschheit in solche Unwissenheit verfallen, daß

man jenen kirchlichen Ceremoniendienst, den man Religion nannte, alles geistige Streben und Wissen absorbiren ließ. In England war selbst den überführten Mördern die Todesstrafe erlassen, wenn sie schreiben konnten, was in der damaligen Rechtssprache „Beneficium des Klerus" hieß.

Noch lange, bis zu 10. Jahrhunderte, gab es in den Abendländern kaum eine Literatur. Allem ward der kurzsichtige kirchliche Charakter aufgedrückt. Die Bigotterie untergrub eine volksthümliche Entwicklung auf nationaler Grundlage, namentlich dadurch, daß die einheimischen Sprachen, als heidnische, verachtet wurden, wogegen das Latein (freilich in den kläglichsten Formen) als Sprache der Kirche überall im Vordergrunde stand. Die, verhältnißmäßig Wenigen aber, welche schrieben oder welche lasen, beschäftigten sich nur mit Dingen, welche der Vernunft Hohn sprachen und unter kirchlicher Autorität den Aberglauben beförderten, wie die Legenden der Heiligen und die Homilien der Kirchenväter. Es mag, der späteren Geschichtsdarstellung etwas vorgreifend, schon hier erwähnt sein, daß das Hauptwerk des berühmtesten „Geschichtsschreibers" selbst noch des 14. Jahrhunderts, des Matthew von Westminster, in den absurdesten Legenden von Judas u. s. w. bestand. Die Menschen gewöhnten sich, Alles zu glauben; in dieser Richtung gab es nichts, was ihren Verstand verletzen konnte. Natürliche Consequenz! — waren Mirakel früher möglich, wie ja die Kirche eigens beglaubigte, warum sollten solche später unmöglich sein! Erzählungen von Wundern, Vorbedeutungen, bösen Zeichen, ungeheuren Schreckbildern am Himmel wurden desto eifriger verbreitet und desto fester geglaubt, je monströser sie waren, und dann von einem Buch in das andere abgeschrieben, wenn möglich mit noch weitern Ausschmückungen; fehlen durften sie um so weniger, je ungeheuerlicher die Ausgeburten des Wahnes waren. Es mußte also selbst die Schrift, welche naturgemäß ein mächtiges Mittel der Aufklärung, der geistigen und materiellen Förderung der Menschheit sein sollte, hier im Gegentheil als wirksames Mittel dem Aberglauben, der Unwissenheit und dem Stumpfsinn dienen, das physische und moralische Elend noch befördernd!

Die Art, wie das Religionswesen durchgehends aufgefaßt wurde, führte dazu, daß die in Unwissenheit und Rohheit gehaltenen Menschen vor keinem Verbrechen zurückschreckten, da ja jede Missethat durch irgend einen Ceremoniendienst oder einen Tribut an die Kirche ausgeglichen werden konnte. So kam man denn auch gleichsam von selbst — weit mehr als in Folge des Raffinements eines Einzelnen — u. a. zum Ablaßhandel.

Da alle Gedanken möglichst von der Erde hinweg und nur nach dem Himmel gerichtet sein sollten, so gebrach es an den gewöhnlichsten Kenntnissen. Eine der kennzeichnendsten Anklagen gegen das Mittelalter liegt wohl in der Thatsache, daß vom Beginne der Völkerwanderung bis zum 14. Jahrhundert

herab fast gar keine Entdeckungen oder Erfindungen bei den christlichen Völkern wahrzunehmen sind (die Mohammedaner machten damals allein große Fortschritte). Natürlich lagen auch die Künste darnieder. Selbst die Architektur lieferte bis zum 10. Jahrhundert nicht Ein nennenswerthes Werk, auch nicht zur Verherrlichung des so gewaltig gepflegten Cultus. Als der Aachener Dom gebaut ward, mußte man die Säulen und Mosaiken aus der Residenz der letzten römischen Kaiser, dem fernen Ravenna, herbeiholen. Zum Glück für die Bildung erhielten sich die alten Künste und Wissenschaften, wenngleich ohne frische Kraft, somit wesentlich nur vegetirend, im oströmischen Reiche noch fort.

Auch der Ackerbau befand sich in kläglichem Zustande. Der Klerus brachte zahllose Güter in den Besitz der todten Hand. Karl der sog. Große wirkte wahrhaft unheilvoll durch Einführung und Ausbreitung des Zehntwesens zu Gunsten des für ihn wirkenden Klerus. Der Feudalismus begann sich zu entwickeln. Erst durch slavische Völker erfolgten Verbesserungen im Ackerbauwesen, wie denn auch viele Namen und sonstige Bezeichnungen landwirthschaftlicher Producte und anderer Gegenstände noch jetzt slavischen Ursprung beurkunden. Eine höhere Gewerbsindustrie gab es nicht, und ein ausgedehnter Handel konnte schon wegen der Unkenntniß fremder Länder und der allgemeinen Unsicherheit, nirgends aufkommen. Die klugen und rührigen Bewohner italienischer Freistädte waren die ersten, welche die Kreuzzüge zur Begründung einer etwas ausgedehnteren Schifffahrt benützten.

Politische Einrichtungen.

Die erobernden Völker behielten, auch nach ihrer festen Niederlassung, noch lange ihre ursprüngliche Stammesorganisation. Die Germanen, insbesondere die Franken, hatten keinen eigentlichen Adel. Alle ihre Angehörigen waren gleichfrei und gleichberechtigt; so weit sie sich des Grundbesitzes der Besiegten bemächtigten, nahmen sie denselben als freies, allodiales Eigenthum. Die Entscheidung über wichtigere Angelegenheiten des Gemeinwesens erfolgte in den Versammlungen aller Freien. Hier wurden die Gesetze beschlossen, über Krieg und Frieden abgestimmt, und die Kriegsbeute verloost, wobei der König nicht mehr, als jeder Freie zu beanspruchen hatte. (Gregor von Tours erzählt, wie bei einer Beutetheilung zu Soissons der König bat, eine aus einer Kirche genommene kostbare Vase ihm im Voraus zukommen zu lassen, um sie der Kirche zurückzugeben, und wie dann ein gemeiner Franke in seinem Unwillen über diese Anmaßung die Vase mit seiner Streitaxt in Stücke schlug; der König mußte dies hinnehmen, wofür er freilich bei der Kriegermusterung im nächsten Jahre den Mann, unter dem Vorwand schlechter Ausrüstung, tückisch niederhieb.) In solchen allgemeinen Volksversammlungen wurden auch die Könige

gewählt, dann, nach Umständen, sie sowol als ihre Familienangehörigen gerichtet. Nicht einmal über das zu den Domänen gehörende Mobiliar stand ihnen ein Verfügungsrecht zu. — Auch das gewöhnliche Gerichtsverfahren war öffentlich und mündlich; der Urtheilsspruch über einen Angeklagten ward durch seine Genossen erlassen, nicht durch angestellte Beamte. Zwar liest man, daß Könige oder Grafen (Graue, also Alte) zu Gericht saßen, doch nicht sie, sondern die sog. Rachimburgi (boni homines, pagenses) waren die Urtheilsfinder, deren Ausspruch allein entschied. König Childerich, der einen Franken in ungesetzlicher Weise fesseln und schlagen ließ, veranlaßte dadurch einen Aufstand, welcher ihm Krone und Leben kostete. Unter Karl d. Gr. erfolgte eine wesentliche Aenderung dahin, daß die Urtheilsfinder nicht mehr nach jedem Spruche einfach in die Reihen des Volkes zurücktraten, sondern auf längere Zeit ernannt wurden. So verschwand denn auch der Name der Rachimburgi, ersetzt durch den der Scabinen. In dem nämlichen Maße, in welchem die alten Volksgerichte verdrängt wurden, mehrten sich nun, als Ausfluß des „frommen" Aberglaubens, die vernunftwidrigen „Gottesurtheile". Die Kirche that nirgends etwas dagegen, sondern begünstigte dieselben, — ein neuer Beweis, wie sie vielfach — gleichviel, wenn auch ohne Absicht — nicht als Förderin der Aufklärung, sondern des Aberglaubens und der Verdummung wirkte. Die Mißstände in der Rechtspflege wuchsen, je allgemeiner man die Gesetze in der, dem Volke unverständlichen lateinischen Sprache abfaßte. Die unheilvollen Folgen der Eroberung kamen dazu. Waren auch die Freien ursprünglich gleichgestellt, so hatten doch die Besiegten ein anderes Loos; sie galten als Menschen geringeren Werthes. So betrug bei den Franken das Wehrgeld für einen getödteten Freien 200 Solidi, für einen zinsbaren Römer 45, für einen Leibeigenen nicht mehr als 35. Wer einem Franken die Hand abhieb, mußte 100 Solidi bezahlen, für den Daumen 45, für den Zeigefinger 35. Der Daumen eines Franken ward also gleich hoch geschätzt, wie das Leben eines Römers, und weit höher, als das eines Leibeigenen. Die Zahl der Letzten war übrigens in der frühern Zeit noch nicht besonders groß. Die kriegerischen Erfolge Karls d. Gr. erweiterten zwar die Macht des Königthums sehr bedeutend, doch noch lange nicht in der gewöhnlich angenommenen Ausdehnung. Als der Kaiser seinen Sohn Ludwig den Frommen zu seinem Thronfolger erklärt zu haben wünschte, wendete sich Karl bittend an alle Anwesenden „bis zum Geringsten herab". Der Titel bezeichnete den Fürsten als „König durch göttliche Gnade und die Wahl des Volkes", wobei das „durch göttliche Gnade" nichts weniger als ein von Gott speciell verliehenes Recht prätendiren, sondern als Ausdruck der Demuth gelten sollte. Auch das Recht der Absetzung des Herrschers übte das Volk in seinen allgemeinen Versammlungen noch immer, wie denn nicht minder allgemeine Gesetze auch unter den Karo-

lingern nur hier erlassen werden konnten. Trotz der Unvollständigkeit des historischen Materials wissen wir von 20 solcher allgemeinen Volksversammlungen aus der Regierungszeit Karls, und von 33 aus der seines Sohnes.

Feudalwesen und Leibeigenschaft.

Als sich die während der Völkerwanderung in die verschiedenen Länder gedrungenen Barbaren endlich fest niederließen, eigneten sie sich überall einen bestimmten Theil des Bodens zu, den Resten der eingeborenen Bevölkerung nur den übrigbleibenden Theil belassend. So nahmen die Ostgothen in Italien $1/3$ der Ländereien, sammt allen Sklaven und Ackergeräthen; die Longobarden forderten $1/3$ des Ertrages; die Burgundionen beließen den Eingeborenen $1/3$ der Felder und die Hälfte ihrer Waldungen und Höfe; die Westgothen und die Franken eigneten sich wenigstens $2/3$ zu. Das auf diese Weise genommene Land ward zum größten Theile nach dem Loose als freies Eigenthum begeben (auch die den Besiegten belassenen Felder blieben deren volles Eigenthum); der Rest der Hinwegnahme aber bekam die Eigenschaft eines gemeinsamen Besitzthums, das, soweit es nicht unmittelbar gemeinsam benützt ward (wie die Almändgüter), dazu bestimmt war, Denjenigen, welche besondere Leistungen für das Gemeinwesen besorgten, namentlich Aemter bekleideten, statt Besoldung für so lange in Genuß gegeben zu werden, als diese Leistungen dauerten. So entstand, neben dem von den Römern herrührenden alten, der neue Domanialbesitz. Im Laufe der Zeit wurde es etwas Gewöhnliches, daß die Beamten ihre Stellen, und damit auch die Nutznießung der entsprechenden Güter, der sog. Beneficien, lebenslänglich behielten; ja es riß sogar der Mißbrauch ein, daß diese Nutznießung erblich wurde. Da die Fürsten eine Erblichkeit ihres eigenen Amtes erstrebten, so förderten sie eine entsprechende Umgestaltung auch bei ihren Untergebenen. Der Eid, welchen die mit einem Beneficium Beliehenen für die redliche Ausübung des Amtes, also die dem Gemeinwesen schuldige Treue zu leisten hatten, ward nun auf die Person Desjenigen bezogen, durch den die Belehnung erfolgte. So wurde der Eine Herr, der Andere Vasall, welches Wort die Bedeutung „Hausbeamter" hatte. Bei der Schwäche der Nachfolger Karls d. Gr. begannen die Vasallen, sich nicht nur unabhängig zu machen, sondern selbst zu Lehnsherren aufzuwerfen, indem sie, um im Stande zu sein, den Fürsten den Gehorsam zu verweigern, einen Theil ihrer usurpirten Besitzthümer an Andere unter der Bedingung überließen, daß diese nun ihnen Treue und Heerfolge gelobten. Jeder war auch der Civiljurisdiction Desjenigen unterworfen, unter dessen militärischer Hoheit er stand. Demnach übten denn die Lehnsherren die Rechtspflege in ihrem Namen, und duldeten nicht ferner die Berufung an die königlichen Gerichte. Bei der

wachsenden allgemeinen Unsicherheit reichten die Kräfte der einzeln stehenden Freien nicht mehr aus, ihre Rechte zu wahren; sie stellten sich daher unter den Schutz eines der mächtig Gewordenen, indem sie ihr freies, allodiales Besitzthum in ein feudales verwandelten. So vollzog sich in aller Stille eine sociale Revolution, die vergiftend fast auf alle Verhältnisse des Lebens einwirkte. Das Feudalwesen ward herrschend in der ganzen christlichen Welt. Die Feudalherren erweiterten ihre Macht nach Innen und Außen. Anfangs besaß man feudale und allodiale Güter gemeinsam. Bald gelangte aber der Grundsatz zur Geltung, daß die Feudalität des einen Besitzthums auch die des andern nach sich ziehe; dann kam man selbst zu der Maxime: „Kein Grundstück ohne Lehnsherrn"; fand sich ein solches ohne Feudallasten, so nahm es der Lehnsherr der Gegend wol kurzweg als sein Eigenthum in Besitz. Dabei ward die Zahl und Ausdehnung solcher Lasten immer mehr vergrößert. Die Erblichkeit der Beneficien hatte in Deutschland und Italien mit dem Anfange des 11. Jahrhunderts begonnen; später erfolgte die formelle Ausbildung des eigentlichen Feudalwesens. In den meisten Theilen von Frankreich blieb das Grundeigenthum bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts rein allodial; in den Niederlanden erscheint dieses Verhältniß noch im 14. Jahrhundert vorherrschend; ebenso in Deutschland, wo noch im Jahre 1376 ein Lehen blos auf Lebenszeit verliehen ward. Litt unter der neugeschaffenen Gestaltung zunächst die Landwirthschaft, so dehnten sich die unheilvollen Wirkungen bald auch über alle andern Verhältnisse aus. Das ganze Gemeinwesen zersplitterte sich in unzählige Feudalherrschaften, die sich fort und fort gegenseitig befehdeten; es entstand die, schon dem Namen nach monströse Periode des „Faustrechts". An das Gemeinwohl dachte Niemand mehr. Erweiterung ihrer Hausmacht war, neben Befriedigung der Rauf- und Raublust, das Ziel jener Feudalherren oder Dynasten.

Mit der eben geschilderten Umgestaltung in Betreff des **Bodens**, stand eine andere in innigem Zusammenhange in Betreff der **Menschen**; es war die allgemeine Ausbreitung der **Leibeigenschaft**. Bald duldeten die Feudalherren, die Ritter, die Adeligen, nicht nur kein freies Grundeigenthum, sondern auch keine freien Menschen mehr außerhalb ihrer Kaste. Um sich den nicht endenden Bedrückungen zu entziehen, blieb den einzeln stehenden, deßhalb macht-, und was dasselbe bedeutete, rechtlosen Freien keine Wahl: sie mußten sich in den Schutz eines Mächtigeren begeben; alle Verhältnisse drängten dazu, Gewaltthat, Ansehen der Großgewordenen, Aberglaube, Elend jeder Art. Die Heirath zwischen Freien und Unfreien hatte nicht nur die Knechtschaft der Kinder, sondern selbst die des freien Theiles zur Folge, hierin Alles überbietend, was sich in den Sklavengesetzen der heidnischen Völker findet. Jene oft ausgesprochene Behauptung: das Christenthum habe die Sklaverei abgeschafft, wird von der Geschichte Lügen gestraft. Schon die Maxime des Apostels Paulus

(Ephes. VI, 5) widerlegt das Lob; während des ganzen Mittelalters war die eigenmächtige Befreiung unter der strengsten Kirchenstrafe, der Excommunication, verboten; Concilienbeschlüsse untersagten sogar die Emancipation, ja die Kirche verweigerte eine Reihe von Jahrhunderten hindurch den Unglücklichen das, was man die Segnungen der Religion nennt, indem sie ihnen sogar die Einsegnung der Ehe versagte, diese Ehen also, und damit diese Klasse von Menschen selbst, einer kirchlichen Weihe nicht würdig erklärte. Dafür war die Kirche bestrebt, so viel Menschen als möglich sich hörig zu machen, wetteifernd hierin mit den Feudaljunkern, wobei die Maxime, daß es ein Gott verdienstliches Werk sei, sich in die Leibeigenschaft dieses oder jenes Heiligen, dieses oder jenes der Geistlichkeit gehörenden Instituts, einer Kirche oder eines Klosters zu begeben, noch besonders nachdrücklich zu deren Ausbreitung wirkte.

Die Leibeigenen waren im Allgemeinen der Gewalt und Laune ihrer Herren unbedingt überlassen. In England ward ums Jahr 1000 die Beraubung eines Falkennestes und der Mord eines Unfreien von dem Gesetze mit der gleichen Strafe belegt. Der Eigenthümer selbst sollte wegen Behandlung seines Leibeigenen keiner weltlichen Gewalt, sondern nur Gott verantwortlich sein! Eine eigene Tracht und das geschorene Haupt machten die Unglücklichen schon äußerlich kenntlich. Sie konnten nicht Zeugen sein gegen einen Freien, noch ihre Lage durch Fleiß verbessern. Es galt als eine Wohlthat, daß in einigen Gegenden der Grundsatz aufkam, der Herr dürfe jährlich nicht mehr als ein Fünftel vom Besitzthum seines Hörigen wegnehmen, und könne ihn nur wenn keine directen Nachkommen vorhanden, im Todesfall beerben. Nichts kennzeichnet die damaligen Zustände in empörenderer Weise, als daß es (was man vergeblich wegzuleugnen sucht) ein Jus primae noctis als Rechtsinstitut gab.

In Deutschland wurde das Leibeigenschaftswesen noch besonders geschärft durch die wider Slaven geführten Kriege, gegen welche, als Heiden, man sich Alles erlaubt hielt. Darum diente denn auch ihr Name (Slave, verwandelt in Sklave) zur Bezeichnung der härtesten Knechtschaft.

Das Mönchwesen.

Das Mönchwesen begann zu Anfang des 4. Jahrhunderts in Aegypten. Es breitete sich wie eine Krankheit nach wenigen Jahrhunderten auch im Abendlande aus. Wer im römischen Reiche sich den drückenden Abgaben, persönlichen Verfolgungen, oder auch dem Kriegsdienst entziehen wollte, flüchtete in eines der allenthalben rasch entstehenden Klöster. Der Heiligenschein, der noch zu dem sorgenfreien Leben hinzukam, diente als weitere Lockung. Die meisten Mönche und Nonnen, dann die Einsiedler ohnehin, entstammten den untersten,

unwissendsten Klassen der Gesellschaft. Die Zeit der Kreuzzüge erwies sich der Ausbreitung des Mönchthums besonders günstig.

Es ist herkömmlich, von zwei hohen Verdiensten der Klöster zu sprechen: ihnen soll man den Anbau des Bodens, sodann, sogar ausschließlich, die Erhaltung der klassischen Literatur verdanken. Eine unbefangene Untersuchung ergibt jedoch die Unhaltbarkeit dieses Lobes. Die meisten und wichtigsten Klöster wurden nicht in Wildnissen, sondern in den bestangebauten und bevölkertsten Gegenden errichtet; hier nur, nicht in Einöden, war ja die Möglichkeit eines Einwirkens auf das Seelenheil gegeben; viele jener Klöster entstanden, indem es den Beichtvätern von Fürsten, Grafen und andern Vornehmen gelang, dieselben zur Ueberlassung ihrer eigenen Burgen und Schlösser für die frommen Zwecke der Kirche zu bestimmen. Waren solche Institute aber einmal auf irgend eine Weise in einer Gegend begründet, so begannen sie alsbald, alles benachbarte Land, unter Betonung des Seelenheils und nicht immer ohne Anwendung auch anderer Mittel, in den Besitz der todten Hand zu bringen; wo sie vorhanden, verschwand nach und nach alles freie Grundeigenthum; es genügte ein Brand oder ein sonstiger Unfall, die armen Bewohner aus einer Gegend zu vertreiben, an welche kein Besitzthum sie fesselte. Von verschiedenen Landschaften, namentlich am Rheine, ist dargethan, daß die Mehrzahl der im Laufe der Zeit verschwundenen Dörfer in solcher Weise durch Klöster absorbirt wurde. So hat ein kenntnißvoller Gelehrter durch die genauesten Einzelnachweise dargethan, daß im Umfange der heutigen bayerischen Rheinpfalz eine größere Anzahl verschwundener Dörfer auf diese Weise den Untergang bereitet erhielt, als selbst durch den furchtbaren dreißigjährigen Krieg. Hier läßt sich selbstverständlich von allgemeinen Verdiensten um Bodencultur nicht reden. Aehnlich war aber auch das Verhältniß hinsichtlich Erhaltung der alten klassischen Literatur; auch in dieser Richtung haben die Klöster mehr zerstört als conservirt. Die Mönche, wie schon angedeutet, der großen Mehrzahl nach hervorgegangen aus den untersten Schichten der Gesellschaft, und erfüllt von einem bornirten Fanatismus gegen alles Nichtchristliche, suchten zunächst ein sorgenfreies Leben; Sinn für die alte heidnische Literatur besaßen verhältnißmäßig nur wenige von ihnen; dazu fehlte es an Vorbildung und Verständniß. Häufig betrachteten sie es als Verdienst, alle Reste des Heidenthums hinwegzutilgen. Dazu kam ein materieller Grund: der Werth des Pergamentes, auf welches die alten Schriften gewöhnlich geschrieben waren. Massenhaft kratzte man diese Scripturen aus, um Material zu bekommen zur Aufzeichnung von Heiligenbüchern, Legenden und ähnlichen frommen aber — rein werthlosen Dingen. Noch heute besitzt die Welt zahlreiche Scripturen solcher Art, die unbezweifelbar auf Pergamente geschrieben sind, von denen der frühere klassische Inhalt hinweggekratzt ist; selbst der Vatican enthält Beweise dafür. Der hiedurch angerichtete

geistige Schaden läßt sich nicht berechnen. Im Uebrigen war die Unwissenheit der Mönche so groß, daß z. B. von dem weltberühmten Kloster St. Gallen aus zwei verschiedenen Zeiten urkundlich documentirt ist, wie selbst die Aebte nicht schreiben konnten; einmal sogar der Abt mit seinem ganzen Kapitel. Aehnlich, wie einst der Apostel Patrik in Irland die heidnischen Dichtungen hatte zerstören lassen, verfuhr noch an der Schwelle der Neuzeit der gelehrte Cardinal Ximenes, der Hunderttausende arabischer Schriften, die Früchte von acht Jahrhunderten geistiger Bildung in Spanien, den Flammen überlieferte. Was in den Klöstern in der Regel am meisten aufgeschrieben und am sorgsamsten aufbewahrt wurde, waren die Urkunden über Gefälle, die Verpflichtungen der Laien zu Gunsten der Klöster, dann, wie bereits angedeutet, unverständige Gebete, Legenden und ähnliche Dinge. Allerdings gab es auch Ausnahmen, aber sie wurden weit überwogen durch die Zerstörungen. Erhalten wurden die Klassiker, so weit sie überhaupt noch vorhanden sind, zunächst in dem damals noch nicht von den Türken eroberten Constantinopel, Einiges auch zufällig im Abendlande, namentlich den freien Städten Italiens, Verschiedenes durch die Araber.

Die päpstliche Weltherrschaft.

Von Rom aus ist die civilisirte Welt zweimal beherrscht worden; zuerst durch das Schwert der alten Römer, dann durch die geistliche Macht der Päpste. Die letzte Beherrschung, obwol ungeahnt vorbereitet durch die erste, gelangte nicht früher als von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts an zur vollen Entfaltung; die Dauer dieser ihrer Glanzperiode währte etwa dritthalb Jahrhunderte, von Gregor VII. bis zur gewaltsamen Versetzung der Päpste nach Avignon. Vom 15. Jahrhundert an begann eine kräftige Entwicklung der Cultur, und parallel damit ein Sinken der päpstlichen Macht.

Das Christenthum kannte ursprünglich keine Papstinstitution. Die einzelnen Gemeinden erschienen selbständig; die Bischöfe, ohnehin den ökumenischen Concilien untergeordnet und im Uebrigen von ihren Gemeinden abhängig, gehorchten nirgends einem Einzelnen ihres Standes.

Die älteste Geschichte des römischen Bischofthums ist sehr dunkel. Aus der Apostelgeschichte selbst ergibt sich, daß der vielangerufene Apostel Petrus in Wirklichkeit niemals nach Rom kam. Aus den ersten anderthalb Jahrhunderten weiß man nicht einmal die Namen dieser römischen Bischöfe mit Gewißheit. Ihre Bildung war, so weit sich ermitteln läßt, eine entschieden geringe. Von der Mitte des 3. Jahrhunderts an finden sich die frühesten Spuren einigen Hervortretens der römischen Bischöfe; man wendete sich manchmal an sie, als Vorstände der Christengemeinde in der Reichshauptstadt. Die Bedeutung der

Städte hob allenthalben das Ansehen ihrer geistlichen Vorstände; der nikäanische Canon vom Jahre 381 verlieh den Bischöfen in den 8 oder 10 bedeutendsten Städten des römischen Reiches eine gewisse Aufsichtsbefugniß über ihre andern Collegen. Aber auch diese nunmehr bevorzugten geistlichen Würdenträger mußten sich den Launen und Dictaten der theologisirenden Kaiser fügen, wenn sie nicht von denselben abgesetzt werden wollten. Gehorchten sie aber solchen Dictaten, so liefen sie hinwieder Gefahr, daß die siegreichen Stämme der Völkerwanderung sich nichts um ihre Anordnungen bekümmerten, oder sie wol gar selbst als Ketzer erklärten, welcher Ausdruck schon damals reichlich in Anwendung gebracht wurde. Nun kam den römischen Bischöfen der entfernte Aufenthalt der Kaiser im entlegenen Constantinopel wesentlich zu statten. Dadurch war ihnen ermöglicht, die kaiserlichen Befehle nach Umständen zu vollziehen oder unbeachtet zu lassen. Entstand hieraus eine Gefahr, so wendeten sie sich meist mit Erfolg an diese oder jene Barbaren, Westgothen, Franken, Burgunder oder Longobarden. So ward der Metropolit von Rom unter Karl d. Gr. eigentlich blos der erste Reichsbischof der Franken. Aber unter den kraft- und verstandlosen Nachfolgern Karls war die günstigste Gelegenheit gegeben, die geistliche Autorität der weltlichen gleichzustellen, dann sie über diese zu erheben. Eine Menge von Umständen wirkte zusammen, die weltbeherrschende Macht der römischen Bischöfe als Päpste anzubahnen und fest zu begründen. Es genüge, hier blos die Hauptmomente zu bezeichnen: die Unwissenheit und Ausschweifungen der weltlichen Fürsten, welche, besonders vermittelst ihrer beständigen Ehescheidungsbegehren, sich fortwährend in die Gewalt der geistlichen Machthaber begaben; dann die falschen Isidorischen Decretalen; die Institute der Ohrenbeichte, des Cölibats und des Interdicts; das Mönchswesen, welches vermittelst der Errichtung von Bettelorden dem Papismus die fanatischsten Streiter verschaffte, die, da sie nichts zu verlieren hatten (wie namentlich Bischöfe und Benedictiner), durch Drohungen der weltlichen Herrscher nicht geschreckt werden konnten; endlich die furchtbare Inquisition mit ihren zahllosen Scheiterhaufen. Nicht daß die, meist selbst nichts weniger als achtungswerthen Fürsten (wie Heinrich IV.) unter irgend einer Autorität gebeugt wurden, war das Beklagenswerthe, sondern daß Alles in der Welt nur für kirchliche Zwecke geschaffen sein sollte, und daß in Folge dessen jede freie, kritische Geistesentwicklung, weil mit jenem Zwecke allerdings unvereinbar, gehemmt und niedergetreten, und die ganze Cultur, statt gefördert zu werden, möglichst zurückgeworfen ward. Es ist die schwerste Anklage gegen die geistliche Herrschaft, daß sie durch Gewalt und falsche Erziehung fast ein Jahrtausend lang den menschlichen Geist dermaßen gefesselt hielt, daß er über den kirchlichen Kreis im Wesentlichen gar nicht hinaus kam, und daß, im Zusammenhange damit, während der furchtbar langen Zeit des Mittelalters, kaum irgend nennenswerthe Entdeckungen oder

Erfindungen gemacht, und die ganze Menschheit, geistig wie materiell, vielfach in Zuständen der tiefsten Rohheit, des Elends und Schmutzes jeder Art, niedergehalten wurde.

Der Islam.

Ehe noch das Papstthum seinen Gipfelpunkt erreichte, ging vom Orient, dem den Abendländern wenig mehr als blos dem Namen nach bekannten Arabien, eine der merkwürdigsten theologischen und socialen Revolutionen aus, gewaltig an intensiver Kraft, gewaltig nach Raum und Zeit, nach dem Länderumfange, der Menschenmenge und der Jahrhunderte Zahl, über welche ihre Wirkung sich ausdehnte. Es war die dritte Religion, welche, von der semitischen Rasse gegründet, nachhaltig über Culturvölker sich verbreitete. Wir brauchen kaum zu sagen, daß wir von Mohammed's Lehre, vom Islam reden. Juden-, Christen- und Heidenthum waren gleich sehr versumpft, die neue Religion, ihnen gegenüber, gleichsam eine geistige und sittliche Auffrischung. Als Grundlehren stellte sie voran: Einheit Gottes (besonders im Gegensatze zur Dreifaltigkeit der Christen), und Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Mohammed, obwol als Prophet auftretend, lehnte es dennoch ab, seine angebliche Mission durch Mirakel zu beglaubigen. Aus seinen Lehren, wie sie sich im Koran gesammelt finden, lassen sich, nicht unähnlich jenen der Bibel, die widersprechendsten Theoreme ableiten und beweisen. Als geoffenbarte Religion mußte sie, der Natur einer solchen entsprechend, der Entwicklung des freien menschlichen Geistes manche Schranken zu setzen versuchen; auch mag schon hier bemerkt sein, daß die islamitischen Völker, welche in der Folge zu hoher geistiger Blüthe gelangten, dies nur vermochten, indem sie sich über jene Schranken der positiven Religion hinwegsetzten. Thatsächlich hat indeß der Islam bei seinem Beginne die Moral der Völkerschaften, über welche er sich ausdehnte, mehrfach verbessert, dabei namentlich die Stellung der Frauen gehoben und die Lage der Sklaven gemildert, ohne jedoch weder die im Orient bestandene Polygamie, noch das Institut der Sklaverei vollständig aufzuheben. Anerkannt muß werden, daß hinsichtlich der Staatseinrichtungen der Islam keineswegs den Despotismus bedingt, daß vielmehr viele Principien aus dem freien, demokratischen Leben der Araber in die neue Gestaltung übergingen; insbesondere ließ der Grundsatz der allgemeinen rechtlichen Gleichheit sämmtlicher Gläubigen, solche Ständeunterschiede, wie das christliche Mittelalter sie ausbildete, niemals aufkommen; nie gab es bei den Islamiten einen Erbadel; auch kennt der Mohammedanismus weder ein Gottes-Gnaden-, noch ein Priesterthum (Fallmerayer hat nachgewiesen, daß das hievon abweichende Staatsrecht des Türkenreiches wesentlich aus den unter andern Namen fort-

gesetzten Maximen des Byzantinismus besteht). Der Islam ward barbarisch mit dem Schwerte verbreitet; und doch muß man bekennen, daß die Anhänger Mohammed's wenigstens relativ weit weniger blutgierig und verhältnißmäßig weit duldsamer waren, als die Christen, z. B. unter dem vielgepriesenen Karl dem sog. Großen. In den islamitischen Reichen, selbst in dem der rohen Türken, konnten andersgläubige Völkerschaften, allerdings unter vielfachen Bedrückungen, wenigstens fortbestehen, während die siegreichen Christen ein ähnliches Verhältniß immer und allenthalben unmöglich machten, wenn man anders von den zersprengt lebenden Trümmern des Judenthums absieht.

Mit Staunen erregender Schnelligkeit häuften die Moslimen Eroberungen in den drei Erdtheilen der alten Welt. Noch weit wunderbarer ist ihr geistiger Aufschwung. Allerdings lernten die Araber die Cultur der Griechen, Perser und Indier kennen; aber sie gingen nicht nur nicht auf deren Ausrottung aus, wie die früheren Christen in solchen Fällen zu thun pflegten, sondern sie eigneten sich diese Cultur sofort mit allem Eifer an, und, was mehr ist, sie wußten dieselbe selbständig zu verarbeiten und blühend neu zu gestalten, allerdings unbekümmert um die hemmenden Vorschriften ihrer geoffenbarten Religion. Der Chalife Mamun erklärte sich, nach siegreichem Feldzuge gegen die Byzantiner, bereit, die eroberten Länder unter der Bedingung zurückzugeben, daß der oströmische Kaiser ihm die Anfertigung von Uebersetzungen der vorhandenen wissenschaftlichen Werke ins Arabische gestatte. Die ganze Geschichte der christlichen Völker hat nichts Aehnliches aufzuweisen, und wenn allerdings hinwieder mitunter noch heute erzählt wird, der Chalife Omar habe die unschätzbare alexandrinische Bibliothek absichtlich verbrennen lassen, so genüge hier die Bemerkung, daß die Unwahrheit dieser Angabe erwiesen ist, und daß gerade der christliche Fanatismus die Zerstörung jener kostbaren Sammlung schon Jahrhunderte vor Omar verschuldet hat.

Rasch erhoben sich damals, wo der Islam herrschte, große neue Städte, während gleichzeitig viele der alten mächtig emporwuchsen; es stieg die Volksmenge der Länder; Lehranstalten wurden errichtet selbst in jenen Gegenden Centralasiens, die heute wieder blos barbarischen Völkern als Wohnplätze dienen. Allenthalben entstanden Nutzbauten, — Landstraßen, Brunnen, Wasserleitungen, Bewässerungskanäle und Karvansereien. Unter den Städten, als Brennpunkten der Bildung wie der Industrie und des Verkehrs, rivalisirte im Oriente Bagdad mit dem durch die früheren Verhältnisse emporgekommenen Constantinopel in der Periode seines größten Glanzes; daneben waren Baßrah, Damask, und Kahiro (ursprünglich Fostat geheißen) gleichfalls Städte ersten Ranges; ja in der Tatarei und Bucharei erhoben sich Städte wie Bokhara und Samarkand als Centralpunkte der Wissenschaft, in Persien ebenso Meru, in Indien Nischapur und Herat; — in Spanien verdunkelte Cordova den Glanz Bagdad's,

während Sevilla, Toledo, Granada, Malaga, Murcia, Valencia und viele andere Städte Volksmengen und Industrieen umschlossen, wie sie solche seitdem nie wieder erlangten. Die den Arabern gleichsam angeborene Poesie gewann neuen Aufschwung und eine bedeutende Durchbildung. Die Tonkunst ward namentlich in Spanien gepflegt, wo viele Musikschulen entstanden. Das genannte Land hatte u. a. 70 große Bibliotheken aufzuweisen, von denen die zu Cordova nach einer Angabe auf 600,000 Manuscripte gebracht ward; selbst in dem entlegenen westafrikanischen Fez soll eine Schriftensammlung 100,000 Manuscripte enthalten haben. In Astronomie und Geometrie übertrafen die Araber bald die Griechen; ihre Beobachtung der Bewegungen am Firmamente dienten später selbst einem Kepler und Newton zu Grundlagen eigener Forschung; in den meisten größeren Städten entstanden astronomische Schulen und Sternwarten. Ueberhaupt pflegte der Eroberung eines Landes alsbald die Errichtung nicht blos von niedern, sondern ebenso von höhern Lehranstalten zu folgen (so war u. a. die Begründung der Hochschule von Palermo das Werk der Araber). Sie belebten wieder die Philosophie, meist auf aristotelischer Grundlage, und begründeten neu die Chemie und Medicin. Trotz aller Vorurtheile der Occidentalen gegen die tiefverhaßten „Ungläubigen" wurden diese in allen derartigen Dingen deren Lehrmeister und blieben es Jahrhunderte hindurch. Die Besorgniß um das eigene Leben brachte auch die bigottesten christlichen Großen dahin, Araber oder arabisch gebildete Juden als Leibärzte zu berufen. Die Statik erlangte bedeutende Ausbildung; die Wasserleitungen dieses Volkes sind frei von den schwerfälligen und kostspieligen Aquäducten der Römer, weil man ermittelte, daß das in Röhren gefaßte Wasser, wenn auch in Thäler hinabgeleitet, dennoch jenseits fast zur ursprünglichen Höhe sich wieder erhebt. Geographie und Geschichtschreibung fanden tüchtige Vertreter. Durch die Araber erhielt man in den Abendländern Kenntniß von dem nach ihnen benannten, das Rechnen so sehr erleichternden Zahlensystem; durch sie ward man mit der Algebra bekannt; sie vereinfachten die Trigonometrie und führten die erste Gradmessung aus; ihr Kalender übertraf den Gregorianischen an Genauigkeit, und auch die Physik verdankt ihnen Fortschritte (darunter die Ermittlung, daß die obern Luftschichten dünner sind als die untern). Auf dem Kunstgebiete leisteten die Araber am meisten in der Architektur, namentlich unter Anwendung von Säulen und der nach ihnen benannten Arabesken. Durch sie wurden die Europäer mit dem chinesischen Papiere bekannt, und durch sie bezogen dieselben die feineren Kleiderstoffe und die sog. Colonialwaaren aus dem fernen Oriente. Trotz der Polygamie erfreuten sich die Frauen einer höhern Bildung und bessern socialen Stellung als die Mehrzahl der Christinnen ihrer Zeit, und über das Verbot des Weintrinkens ging man sehr allgemein scherzend hinweg. Ueberhaupt durchbrach sehr bald ein freier philosophischer Geist die Schranken, welche

der Bigottismus ihrer Religion hatte setzen wollen. Der Chalife Mamun — also das geistliche und weltliche Oberhaupt zugleich — erklärte als Dogma, daß der Koran keineswegs von Ewigkeit gewesen, sondern geschaffen sei, damit dessen „Offenbarung" direct verwerfend. Thatsächlich wurde gegen Ungläubige wie Gläubige eine Toleranz geübt, wie in jener Zeit nirgends sonst. Freigeister traten der Orthodoxie auf jede geistige Weise offen entgegen; selbst den bittersten Spott konnten sie sich ungefährdet erlauben. Niemand war gehindert, Ansichten des entschiedensten Materialismus in sich auszubilden und zu veröffentlichen, wie sie bei den Christen noch bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit den strengsten Strafen verfolgt worden wären. So machte sich der Dichter Abul Ala — Einer unter unendlich Vielen — lustig über die Gläubigkeit der Christen, Juden — und Mohammedaner selbst; er scherzte über den Auferstehungsglauben wie über die Ausmalereien der Freuden des Paradieses; fragte dann: „was ist mit eurem Verstande geschehen, der so viel Unsinn erzählt?" und endigte: „Die Menschen bestehen aus zwei Klassen: die Einen haben Verstand, aber keinen Glauben, die Andern haben den Glauben, aber — keinen Verstand!"

Ist es nun einerseits feststehend, daß die Araber zur Höhe aller jener großen intellectuellen und materiellen Leistungen nie sich hätten erheben können, wenn sie sich nicht frei gemacht hätten von den Banden einer angeblich geoffenbarten Orthodoxie, — so sollte es sich nur zu bald zeigen, daß der Sieg der Gläubigkeit auch die bereits erlangten hohen Culturerfolge vernichtete. Es kam ein gewaltiger Rückschlag. Das absolute Herrscherthum, sich stützend auf ein vom Volke losgelöstes stehendes Heerwesen, fand es seinen Zwecken entsprechend, sich mit der Orthodoxie zu verbinden: Despotismus und Pfaffenthum hatten sich gegenseitig nöthig; Eines förderte die Zwecke des Andern. Die Masse des Volkes stand noch zu weit zurück im Wissen, um dieser vereinten geistlichen und weltlichen Macht erfolgreichen Widerstand zu leisten; insbesondere fehlte es an jenem festen Boden, den nur die höhere Entwicklung der Naturwissenschaft gewähren kann, und auf den wir heute unsere Hoffnungen setzen als Bollwerk gegen ein Zurückwerfen in die frühere geistige Nacht, welche die blinde Gläubigkeit bedingt. Genug, die geistige Bewegung ward unterdrückt, der Despotismus des Sultanats und des Pfaffenthums neu begründet, damit aber auch das Sinken der äußeren Macht, wie der innern Kraft unwiederbringlich herbeigeführt. Um geistige Leistungen der islamitischen Völker war es von da an geschehen.

Zustände bei den christlichen Völkern in der zweiten Hälfte des Mittelalters.

Das erste gemeinsame Unternehmen der christlichen Europäer war eines der seltsamsten Ereignisse der Weltgeschichte; ein Unternehmen, welches die Zustände der damaligen christlichen Völker schlagend kennzeichnet. Es handelt sich um die **Kreuzzüge**, welche länger als sechs Menschenalter, 200 Jahre hindurch, Millionen Europäer nach Asien und Afrika hinüber trieben, wo sie dann der großen Mehrzahl nach elend zu Grunde gingen; und dies in Folge eines wunderlichen Wahnglaubens, — „ein seltsames Denkmal menschlicher Thorheit", wie ein ausgezeichneter englischer Geschichtschreiber das Ereigniß bezeichnet. Ueberall durch ganz Europa ward der krasseste Aberglaube mit allen denkbaren Mitteln hervorgerufen undunterhalten, Mirakel jeder Art wurden in Scene gesetzt; selbst ein direct vom Himmel gekommener Brief durch eines der frömmsten und eifrigsten Kirchenlichter umhergetragen, und dann das Unternehmen in einer Weise zur Ausführung gebracht, welche der Vernunftwidrigkeit der Sache vollkommen entsprach. Nicht nur wehrhafte Männer, sondern auch Greise und Frauen zogen fort; Säuglinge wurden mitgeschleppt, und wer dagegen nur ein Bedenken äußerte, sah sich verdächtigt wegen gottloser Zweifelsucht. Um das Werk der Thorheit gleichsam zu krönen, veranstaltete man einmal (1212) einen eigenen „Kreuzzug der Kinder", nachdem Zeloten den Glauben verbreitet hatten, „nur durch Unmündige wolle Gott, der hier Wunder thun werde, das heilige Grab erobert wissen". Fanatismus war es übrigens nicht allein, der diese ungeheuere, so lang anhaltende Umwälzung hervorbrachte; mit und neben ihm wirkte das maßlose Elend, in welchem die Masse der Menschen schmachtete, verbunden mit den den Kreuzfahrern in Aussicht gestellten Vortheilen: Sündenvergebung (erste Weiterentwicklung des Ablaßwesens), dann Sistirung der Schulden-, Zinsen- und Abgabenzahlung, endlich Befreiung von aller weltlichen Gerichtsbarkeit. Welche socialen Zustände setzen aber solche Einräumungen voraus!

Ueber die, jedenfalls in alle Verhältnisse tief eingreifenden Wirkungen der Kreuzzüge sind die Urtheile sehr getheilt. Wir halten dieselben für ganz überwiegend unheilvoll. Das Ritterthum ward durch dieselben keineswegs gebrochen, wie man oft gemeint hat, es entwickelte sich nunmehr erst recht, und neben ihm erhob sich das geistliche Ordenswesens. Aus dieser Epoche datirt der Ursprung der Bettelmönche, der Inquisition und der Interdicte. Europa, ohnehin damals schwach bewohnt, erfuhr eine permanente Entvölkerung, und sein geringes materielles Vermögen wurde größtentheils vergeudet. Allerdings

mochten manche der Zurückgekommenen, nachdem sie mit Islamiten in Berührung gewesen, etwas tolerantere Ansichten in sich aufgenommen haben; bei der Mehrzahl war Dies, schon in Folge der Kampfeswuth gegen die Ungläubigen, nicht der Fall. Bei der Menge zeigte sich der Aberglaube vermehrt; zu den mitgebrachten heimischen, nahmen sie vielfach weitere orientalische Vorurtheile in sich auf. Sie schleppten eine Unzahl von Reliquien in die alte Heimath, geweihte Rosenkränze, Wasser aus dem Jordan, Fruchtbarkeit oder das Gegentheil voraussagende Jerichorosen und zahllose Dinge ähnlicher Art. Unbedenklich ward geglaubt, daß Engel ein irdisches Haus (1291) über Nacht aus Palästina nach Dalmatien und später (1295) nach L o r e t o getragen hätten; Aehnliches in zahllosen Fällen. Daß die Wirkungen der Kreuzzüge im Ganzen höchst unheilvolle für die Menschheit waren, dies zeigt am deutlichsten der intellectuelle und materielle Zustand, in welchen die europäischen Völker während jener Jahrhunderte verfielen, und die Verhältnisse, in denen sie sich, wesentlich eine Nachwirkung davon, weitere Jahrhunderte hindurch befanden.

Naturgemäß konnten diese Kämpfe auch auf die Mohammedaner zumeist nur ähnliche Wirkungen hervorbringen: ebenfalls Anfachen und Steigern des religiösen Fanatismus, Verwüstungen der Länder, Abhalten von friedlicher, besonders geistiger Entwicklung. Es entstanden die meisten Derwischorden; es bildete sich das Assassinenthum, Verfolgungen wegen mangelnder Rechtgläubigkeit stellten sich ein; die Macht des Klerus befestigte sich auch bei den Islamiten, und rohe, kriegerische Völker traten in den Vordergrund.

In den p o l i t i s c h e n Einrichtungen der christlichen Völker ergab sich mit der Ausbreitung der Leibeigenschaft eine durchgreifende Aenderung gegen früher. Die Zahl der Stimmberechtigten in den Volksversammlungen schmolz zusammen; die kleinen Leute selbst unter den vorerst noch Freigebliebenen konnten ihre Rechte immer weniger ausüben und zur Geltung bringen. So entwickelte sich immer mehr das Institut der Klassenvertretung an Stelle der Versammlung aller Freien. Allmählich erschienen nur noch die drei Stände: Ritter, Geistlichkeit und Städte; es bildete sich das System der **Landstände** aus. Das Sonderinteresse ward vertreten, statt des Gemeininteresses. Die Rechte der Versammelten in ihrer Gesammtheit blieben vorerst noch die alten. So ziemlich in allen Ländern Europa's bekam der Fürst erst gehuldigt, nachdem er zuvor die Freiheiten und Privilegien aller Klassen beschworen hatte, vielfach (nicht blos in Aragon, sondern auch in deutschen Landen, namentlich in Bayern) mußte er sogar das Recht des bewaffneten Widerstandes, wenn er jenen Gelöbnissen untreu werde, feierlich verbriefen.

Als sociale, politische und intellectuelle Macht erhoben sich in beinahe allen Ländern Europa's die **freien Städte.** Vor Allen geschah dies in Italien, wo sie sich zu selbständigen Republiken ausbildeten; wir dürfen nur die reichen

und blühenden Plätze Mailand, Venedig und Genua, dann Pavia, Bologna, Verona, Mantua, Padua, Florenz, Lucca, Pistoja, Siena, Neapel, Gaeta und Amalfi nennen. In Deutschland beherrschte die Hansa, etwa 90 mehr oder minder bedeutende Städte umfassend, mit Lübeck, Danzig, Braunschweig und Köln an der Spitze, die nordischen Meere; sodann stellte der rheinisch-schwäbische Städtebund, der sich anschickte, den Schweizern und den italienischen Freistädten die Hand zu reichen, die Republicanisirung Centraleuropa's in Aussicht. Nicht minder blüheten Freistädte in Belgien, Holland, England, Frankreich und Spanien. Die süddeutschen Fürsten waren die Ersten, welche die ihren Dynastieen von dieser Seite drohenden Gefahren erkannten; ihnen gelang ein Niederwerfen des rheinisch-schwäbischen Städtebündnisses. Mehr und mehr unterdrückten die Fürsten auch in den übrigen Ländern den ihnen drohenden Geist dieser kühn sich entwickelnden Republiken. Während Jahrhunderten waren dieselben ebensowol Sitze des Gewerbfleißes und Handels, als Brennpunkte der geistigen Bildung und der Kunst. Als bezeichnende Thatsache wird es genügen, auf das kleine Florenz hinzuweisen, das allein mehr ausgezeichnete Männer hervorbrachte, als gleichzeitig alle Monarchien Mitteleuropa's zusammen genommen.

Eigenthümlich war das in den freien Städten aufgekommene und überall verbreitete **Zunftwesen.** Es bildete politisch den Vereinigungspunkt der ausnahmslos freien Gesammtbevölkerung dieser Orte gegenüber den Prätensionen der Geschlechter, dem Treiben der Raubritter und den Bedrückungen der Territorialfürsten. Aber trotzdem machte sich auch hier die feudale Strömung der Zeit in eigenthümlicher Weise geltend. Aehnlich, wie außerhalb der Mauern dieser Gemeinwesen die Masse des Volkes der Hörigkeit unterlag, entwickelte sich innerhalb dieser Orte eine andere Art von Hörigkeit, nämlich die der Werkstätte. Die Zahl der Meister ward beschränkt; Gesellen und Lehrlinge waren factisch Unfreie, wenn auch mit der Aussicht, nach langen Jahren in die Klasse der Privilegirten aufsteigen zu können. Viele Mißstände reiheten sich daran, lästig, die Weiterentwicklung hemmend und sittlich schädigend.

Die **Rechtszustände** entsprachen der allgemein herrschenden Unwissenheit und Rohheit, sowie dem Bigottismus. Die unsinnigen „Gottesurtheile" wurden immer allgemeiner, entsprechend dem von der Kirche sorgsam genährten Glauben an Mirakel. Schon Karl der Große hatte diese Gottesurtheile für zweckmäßig und nothwendig erklärt. Daneben bestanden Fehderecht und Blutrache. Die Todesstrafe galt als „die gewöhnliche Strafe." Zur Erpressung der Wahrheit dienten Folter und Tortur. Hatte sich auch die Urtheilsfällung durch Standesgenossen, mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit noch lange erhalten, so leitete das den ursprünglichen (namentlich deutschen) Einrichtungen fremde Lehnrecht zum Herbeiziehen fremder Richter. Die Geistlichkeit führte

das canonische Recht ein, und suchte möglichst alle Processe vor ihr Forum zu bringen. Daran reihete sich, die ursprünglichen Einrichtungen dieser Völker vollends verdrängend, das Emporkommen des römischen Rechtes. Heimlichkeit und Schriftlichkeit gelangten an die Stelle der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens. Die Kirche brachte es zur Errichtung eigener Inquisitionsgerichte gegen Ungläubige und Ketzer, eine Institution, deren Entsetzlichkeit sprichwörtlich geblieben ist. Der gesteigerte Fanatismus machte sich Luft in den gräuelvollsten Judenverfolgungen. Während mehr als einem halben Jahrtausend unterlag das unglückliche jüdische Volk in allen Ländern der Christenheit den rasendsten, sehr oft in Massenmord ausartenden Mißhandlungen, wozu die sinnlosesten Beschuldigungen (Brunnenvergiftung, Abschlachten von Christenkindern, Durchstechen von Hostien, die dann bluteten u. dgl.) als Vorwand dienen mußten.

Die übrigen intellectuellen und moralischen Zustände in jener Zeit ergeben gleich düstere Bilder. Die Kirche beherrschte auch das ganze weltliche Leben des gesammten Volkes. Sittlichkeit und Wissen erscheinen gleich tief gesunken. Kundgaben edler Humanität finden sich nicht häufig und selten anders als vereinzelt. Desto drastischer machen sich bemerkbar: sinnlose Flagellantenzüge, blutige Verfolgung aller nicht für rechtgläubig Geltenden, Ablaßkauferei, willkürliches Entbinden von Eiden und offene Eidbrüche, die insbesondere um so unbedenklicher begangen wurden, wenn es den Schwörenden gelungen war, die Gebeine der Heiligen aus den Reliquienkästen, auf welche sie ihre Eide ablegten, vorgängig heimlich zu entfernen. Der krasseste Aberglaube machte sich in allen Lebensverhältnissen geltend.

Die Kirche, allenthalben für ihre Herrschaft fürchtend, trat der Fortbildung und Ausbreitung der Wissenschaften möglichst entgegen. Insbesondere war lange Zeit allen Geistlichen das Studium der Naturwissenschaften bei Strafe des Bannes verboten; selbst gegen das Studium des wiederaufgefundenen römischen Rechtes erließ der Papst Honorius ein Verbot; die Anatomie galt als etwas Gottloses. Glücklicher Weise vermochte man es nicht, sich vollständig abzusperren gegen den wissenschaftlichen Geist der Araber. Es kam die Scholastik auf; der menschliche Geist mühete sich ab im Erdenken und Beantworten der absurdesten Fragen. Einzelne Männer fühlten sich, trotz aller Verbote, doch immer wieder zu den Naturwissenschaften hingezogen, während Andere die Orthodoxie in schulgerechte Formeln zu bringen suchten. Die ersten Zeichen einer wiederauflebenden Culturentwicklung finden sich in den freien Städten Italiens, deren politische Einrichtungen ein strenges Gefesselthalten des menschlichen Geistes eben doch nicht immer duldeten. In wunderbarer Verkettung der Umstände waren es ganz besonders die Siege der rohen, barbarischen Türken über die durch das Pfaffenthum und den weltlichen Despotismus

entnervten Oströmer, denen die Abendländer nun — ganz ungeahnt — den mächtigsten Anstoß zu geistigem Aufschwung verdankten. Die zur Zeit des Falles der Stadt Constantinopel nach dem Occident geflüchteten gelehrten Griechen brachten die althellenische Literatur zunächst wieder nach Italien, und erweckten in der an Freiheit gewöhnten Bevölkerung der dortigen Gemeinwesen einen Geist, wie er in ihrer eigenen Heimath nicht mehr zu finden war. Es entstanden Hochschulen, bald in ganz Mitteleuropa, die naturgemäß gezwungen waren, Gegensätze wider die Orthodoxie zu bilden. Auch die Kunst begann wieder aufzuleben, doch konnte sie sich vorerst nur im Dienst der Kirche bewegen. Die dieser Kirche unentbehrliche Architektur begann zuerst sich zu entwickeln; es folgten in neuen Anfängen Malerei, Plastik und Schnitzerei. Es geschah ebenfalls in den unter ihren freien Einrichtungen reichgewordenen Industrie- und Handelsstädten Italiens und der Niederlande, daß die Künste auch profanen Zwecken dienten; es entstanden namentlich Rathhäuser, Paläste und eine Profanmalerei. Doch im Ganzen finden wir nur schwache Keime einer neuen Culturentwicklung.

Fragen wir: was hat das gesammte, ein volles Jahrtausend währende Mittelalter für die Menschheit geleistet? Es war das „tausendjährige Reich des Priesterthums"! In der ganzen Geschichte findet sich kein zweiter Zeitraum, in welchem das Einengen und Bannen des menschlichen Geistes in gleicher Weise stattgefunden hätte. Ganz entsprechend den intellectuellen Verhältnissen, war die materielle Lage der Menschen im äußersten Grade elend, ja entsetzlich. Lichtblicke lassen sich nur höchst vereinzelt auffinden; als bedeutendster derselben muß in Europa das Emporblühen der freien Städte bezeichnet werden. Einen allgemeineren Glanzpunkt aber bildeten die islamitischen Reiche in jenen, freilich nur zu bald hinschwindenden Perioden, in denen es dem freien Geiste gelang, sich über die Schranken der positiven Religion zu erheben, — ein Erfolg, wie ihn die christliche Welt zu ihrem Schaden damals nirgends zu erringen vermochte.

Die Neuzeit.

Ein langes Jahrtausend hindurch war die christliche Menschheit im Bannkreise der Theologie gehalten worden. Da begann endlich, besonders von der Mitte des 15. Jahrhunderts an, eine eigenthümliche Regung, ein Wiedererwachen der Völker. Der menschliche Geist schien, besonders auf dem materiellen Gebiete, mit einmal nachholen zu wollen, was er so lange versäumt und ver-

träumt hatte. **Erfindungen** und **Entdeckungen** folgten sich mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit. Tiefgreifende Umgestaltungen in den verschiedenartigsten Zuständen des Lebens, in Staat und Kirche knüpften sich daran. Als Grenzmarke des Mittelalters betrachten wir, so weit überhaupt ein einzelnes Moment hiebei bestimmend sein kann, die Erfindung der Buchdruckerei, welche sich würdig anschließt jenem gewaltigen Fortschritte der Menschheit in längst entschwundener Zeit, der Erfindung der Schrift. Sie zog unmittelbar weitere Erfindungen nach sich, wie die eines besseren Papieres und solider er Einbände der Bücher, weiter aber die Errichtung von Volksschulen und die Herstellung von Postanstalten, woran sich später das Erscheinen von Zeitungen knüpfte, welche die Kunde jedes Ereignisses, nicht nur auf dem politischen sondern auch auf dem technischen und den sonstigen Gebieten sofort allgemein verbreiten, geistige wie materielle Erfolge alsbald zum Gemeingute aller Völker machend. Bald nach Gutenbergs Erfindung, und lange Zeit nicht ohne Erfolg, suchten Theologie und Fürstenabsolutismus die Presse vermittelst der Censur in Banden zu halten; die herrliche Erfindung sollte nur ihren Zwecken dienen. Bis zu unsern Tagen herab dauerte und dauert theilweise noch der Kampf um die Freiheit der Gedankenmittheilung.

In jener Zeit gelangte auch eine schon früher, wahrscheinlich von den Arabern, gemachte Erfindung, die des Schießpulvers, zu allgemeiner Anwendung. Die Wahrnehmung der Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, führte zur Herstellung des Compaß, und damit zur Möglichkeit des Beschiffens des Oceans. Nun häuften sich die Entdeckungen neuer Länder in beiden Hemisphären; man gelangte zum Cap, fand den Seeweg nach Ostindien, entdeckte endlich die weit ausgedehnten Gebiete Amerika's und umschiffte selbst die ganze Erde; — es schien gleichsam der Erdkreis erweitert für die Menschheit. Leider waren diese Fortschritte von vielen grauenvollen und schmählichen Erscheinungen begleitet: wir dürfen nur erinnern an die vom Fanatismus in Verbindung mit der Habsucht verübte Ausrottung ganzer Menschenstämme und ihrer eigenartigen, nicht unbedingt niedrigen Cultur (Mexicaner, Peruaner), und an die, mitten in der Zeit unbedingter Herrschaft des Christenthums erfolgte, Begründung der Negersklaverei. Wohlthätig wirkte die Verbreitung mancher eigenthümlichen Producte des neuen Erdtheils, vor allen der Kartoffeln. Dabei bewirkte das massenhafte Auffinden von Edelmetallen allmählich eine wahre sociale Revolution; eine Menge von Zuständen ward in Folge davon in aller Stille umgestaltet, in weit größerer Ausdehnung, als man sich gewöhnlich klar macht. Diese Umgestaltung war es wesentlich, welche den späteren Sturz des Feudalismus vorbereitete.

Eine Rückwirkung aller dieser Dinge auf das Religionswesen konnte nicht ausbleiben. Ausgehend von der alten Anschauung, in der Kirche das

Höchste und Wichtigste für die Menschheit zu erblicken, wollte man vielfach die **Reformation** zur Grenzmarke des Mittelalters erklären. Allein sie war selbst nur eine Wirkung der zuvor bereits eingetretenen Umgestaltungen, und da sie hervortrat, ehe diese Umgestaltungen sich vollständig entwickelt und vollzogen hatten, blieb sie nothwendig ein unvollendetes Werk. Das Mißbehagen mit den kirchlichen Zuständen war allgemein; die damalige Generation stand aber im Wissen noch viel zu tief, um sich auch nur so weit zu erheben, wie es die Entwicklung der Wissenschaft eigentlich schon von dem Moment an verlangte, in welchem erkannt war, daß die Erde nicht das Weltcentrum, sondern nur ein winziges Pünktchen im Universum sei. (Copernikus freilich war von dem über alle Dinge mit theologischem Dünkel absprechenden Reformator Luther einfach „ein Narr" genannt worden.) Verschiedene besonders anstößig befundene Einrichtungen der alten Kirche wurden in der neuen beseitigt, so namentlich der Ablaßhandel, der Reliquiendienst, das Papstthum und das Priestercölibat; sodann wurde, zum großen materiellen Vortheile der Bevölkerung, die Menge der Feiertage beschränkt. Dagegen blieben die Grundlagen der alten Lehre mit allen Naturwidrigkeiten völlig unangetastet; die Erbsünde und die durch dieselbe bedingte Erlösung vermittelst des Kreuzestodes, Alles gefestigt durch die Mirakel Jesu, und beglaubigt dadurch, daß die Bibel als unmittelbares Werk Gottes gelten mußte, — dienten dem Protestantismus gerade so wie dem Katholicismus als unentbehrliche Basis, ohne welche weder die eine noch die andere Kirche bestehen könne. In allen seinen dogmatischen Streitigkeiten berief sich Luther nie auf die Vernunft, sondern ausschließlich auf die „Heilige Schrift", während er die Vernunft ausdrücklich verwarf und mit den gemeinsten Ausdrücken schmähte. Sodann ward den Landesfürsten von den Reformatoren in Glaubenssachen eine Gewalt zugesprochen, die sie zuvor nie besessen, und welche wesentlich zur Ausbildung des fürstlichen Absolutismus führte. Der Eifer dieser Fürsten für die Reformation erstreckte sich überhaupt meist nur auf Erweiterung ihrer Gewalt und Bereicherung durch Einziehen der Geistlichengüter. Das materielle Elend des Volkes, diese Grundquelle des allgemeinen Mißbehagens, ward völlig verkannt; Luther gefiel sich in wüthendem, blutdürstigem Hetzen gegen die an sich gerechten, und heute überall gewährten Forderungen der Bauern. An die Stelle der frühern heiteren und naiven Gläubigkeit trat vielfach ein finsteres, das Leben verdüsterndes und die Erde in ein „Jammerthal" verwandelndes Muckerthum. Auf dem eigentlich theologischen Gebiete zeigten sich die neuen Kirchen (denn nicht einmal unter sich, im Kampfe gegen einen gemeinsamen Feind, konnte man die Einigkeit bewahren) in ihrer Dogmatik gerade so unerbittlich verfolgungssüchtig, wie die alte; ob Servet durch Calvin oder durch katholische Inquisitoren verbrannt ward, blieb sich gleich; selbst „der milde" Melanchthon billigte die Gräuelthat. — Tief eingreifend er-

wies sich die Rückwirkung der Reformation auf den Katholicismus, — ganz anders, als die Protestanten erwartet und gewünscht hatten. Erst durch das in Folge der kirchlichen Wirren hervorgerufene Tridentiner Concil erhielt die alte Kirche eine wundervoll ausgebildete und feste Organisation, wie sie eine solche bis dahin niemals besessen hatte. Sodann erlangte sie durch Errichtung des Jesuitenordens ein geistliches Truppencorps, das, über alle Moralbedenken sich hinwegsetzend, die Schwächen der Menschen, namentlich der Fürsten, jederzeit aufsuchend und benutzend, den Gegnern wahrhaft furchtbar wurde. Für den Volksunterricht mußte aus nahe liegenden Gründen auf beiden Seiten wenigstens etwas mehr als bisher geschehen. Der Protestantismus erzielte die relativ bessern Resultate; allein auch sie waren kümmerlich genug, denn auf beiden Seiten war nicht die Wissenserweiterung, sondern der Unterricht in den Kirchensatzungen Hauptsache; der Dogmatismus beherrschte die Schule in allen Beziehungen; die Bibel ward vom Protestantismus noch mehr vergöttert, als vom Katholicismus; sie war „geoffenbart", war „das Wort Gottes" in der starrsten Bedeutung, an dem in irgend einem Punkte zu zweifeln als schändlichstes und todeswürdiges Verbrechen galt. Gerade dadurch, daß „die Heilige Schrift" zum absoluten Glaubensgrund erklärt und noch durch die Symbolischen Bücher mit besondern Bollwerken umgeben wurde, waren neue, gewaltige Schranken gegen freie wissenschaftliche Forschungen errichtet. Hatte seit länger als einem Jahrhundert der menschliche Geist mit gewaltigem Erfolg eine Richtung eingeschlagen, welche durch Entwicklung der Intelligenz und des Wissens das Loos der Menschen auf der Erde zu verbessern begann, so wurde von nun an wieder das Streben nach dem Himmel, das Verachten der irdischen Zustände das höchste, eigentlich allein für beachtenswerth geltende Ziel. Die dogmatischen Streitigkeiten absorbirten aufs Neue die ganze christliche Welt, wobei die gewaltsamsten, gräuelvollsten Mittel stets unbedenklich zur Anwendung kamen. Beiderseits trug man kein Bedenken, die — nur mit einigen Abweichungen — im Wesentlichen dasselbe Glaubenden zu bedrücken und womöglich auszurotten; Feuer und Schwert wurden nicht gescheut — man denke nur an die Schlächtereien in den Niederlanden und die Bartholomäusnacht in Frankreich; dann führte man die Religionskriege, welche ganz Mitteleuropa verwüsteten (Deutschland, die Niederlande, Schweiz, Frankreich), und nicht blos eine furchtbare materielle Erschöpfung, sondern auch eine kirchliche Einengung und Beschränkung der Geistesentwicklung zurückließen, welche in voller Ausdehnung bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fortwährte, in mancher Beziehung aber noch heute nicht ganz beseitigt ist.

In Verbindung mit dieser Auffassung des Religionswesens herrschte bei den verschiedenen Confessionen ein furchtbarer **Aberglaube**. Luther selbst, der beständig mit dem Teufel zu thun hatte, leistete sein Möglichstes zur Befestigung

des „Gottseibeiuns-Glaubens". Natürlich ermüdeten die katholischen Priester nicht im Exorciren. Da ja, nach der „Heiligen Schrift", Christus selbst vom Teufel versucht worden war, so galt ein Bezweifeln der Existenz des Satans beiläufig eben so viel wie ein Läugnen oder Lästern Gottes. Im Uebrigen suchte man nach dem Steine der Weisen, wollte die Zukunft erforschen aus der Stellung der Planeten (ohne selbst in Kreisen wie denen eines Wallenstein nur zu ahnen, daß diese Stellung auf Jahrtausende zum Voraus wie für die Vergangenheit sich berechnen läßt); forschte (besonders in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts) eifrigst nach der Kunst, sich unsichtbar zu machen; beschäftigte sich angelegentlich mit Alraunen (Püppchen, aus der Alraunwurzel, welche sollten weissagen können); glaubte an weise Frauen, Zauberinnen und Hexen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts waren besonders die Wünschelruthen an der Tagesordnung; dann gelangten die Poltergeister zu hohem Ansehen; es fehlte nie an Amuleten, und der Glaube an Gespenster fand sich noch zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts auch in deutschen protestantischen Städten sehr allgemein verbreitet. Es stellte sich eine bezeichnende Wechselwirkung ein: je mehr Aberglaube, desto mehr kirchlicher Eifer und Fanatismus, und je mehr des Letzten, desto mehr auch wieder des Ersten. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1610) wurden 800,000 Mauresken aus dem menschenarmen Spanien, ein halbes Jahrhundert später Hunderttausende gewerbfleißiger Protestanten aus Frankreich, ja noch im Jahre 1731 gegen 20,000 der Letzten aus dem elend bevölkerten Salzburger Ländchen, alle ihrer „Religion" wegen vertrieben. Wechselte ein Fürst seine Confession, so wurden die „Unterthanen" gezwungen, ihm auch hierin zu folgen. Noch im Jahre 1725 fand in dem evangelischen Preußen die Vollziehung eines Todesurtheils wegen Gotteslästerung statt (der damalige König, Vater des nachmaligen Alten Fritz, schärfte das auf Hinrichtung mit dem Schwert lautende Todesurtheil dahin, daß dem Verbrecher erst die Zunge ausgerissen und er dann gehenkt werde!); ebenso mußte noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Student in dem gleichfalls protestantischen Edinburg wegen Blasphemie den Galgentod erleiden. Ganz besonders entsetzlich waren die Hexenprocesse, welche Jahrhunderte lang sogar den Gebildeten unentbehrlich schienen, und durch welche viele Tausende schuldloser Menschen auf die Scheiterhaufen geliefert wurden. Wenn auch schon vor der Zeit der Reformation begonnen, erlangten diese rasenden Verfolgungen doch erst nach derselben ihre größte Ausbreitung. Die neue Lehre adoptirte auch diese furchtbare Ausgeburt des menschlichen Wahnes; Luther selbst glaubte, eine Hexe habe seine eigene Mutter geschädigt; ein anderes Mal bricht er in Erbitterung über einzelne Juristen aus, welche solche Zaubereien nicht bestrafen wollten. Evangelismus und Katholicismus wetteiferten alsbald im Hexenverbrennen, und — der Erste übertraf den Letzten in diesen Gräuel-

thaten. Wie von einer Seuche wurden die Menschen jener Zeit vom Hexenglauben ergriffen. Viele der in Unwissenheit und Aberglauben erzogenen Unglücklichen klagten sich selbst an; die Meisten der Bedauernswerthen aber wurden Opfer des Aberglaubens oder der Bosheit Anderer; Folter und Tortur brachten jeden einmal Beschuldigten zu jedem Geständnisse, das die bornirten Richter verlangten. Bemerkenswerth ist es, daß diese Verfolgungen erst mit der Einführung des heimlichen Gerichtsverfahrens zu allgemeiner Ausbreitung gelangten. Die thörichtsten Beschuldigungen (z. B. wegen Behexen der Sonne, daß sie nicht scheine) fanden blinden Glauben; als verdächtig, und damit als unbedingt strafbar, galt „die Erforschung der Natur", da dies eine „einem Christenmenschen nicht geziemende Kenntniß" sei. Genug: noch im Jahre 1749 fand in dem katholischen Würzburg, 1782 in dem protestantischen Glarus, und 1783 in dem katholischen Posen eine Hexenverbrennung statt.

Daß das ganze Institut der Strafjustiz roh und barbarisch war, bedarf wol keines speciellen Nachweises. Hinrichtungen, geschärft aufs Gräuelvollste, bildeten die gewöhnliche Strafe, und ihre Anwendung trug hinwieder nicht wenig bei, das Volk noch roher und barbarischer zu machen. In England wurden blos unter der Regierung Heinrichs VIII. 72,000 Diebe und Räuber gehenkt; der berühmte deutsche Criminalist Carpzow, ein frommer evangelischer Mann, der nie am Sonntag die Kirche versäumte und jeden Monat das Abendmahl nahm, soll 20,000 Todesurtheile gesprochen haben. —

Doch während auf Grundlage der kirchlich-dogmatischen Anschauungen Alles geschah, Unwissenheit, Rohheit und Aberglauben im Volke zu erhalten, war der, besonders seit dem 15. Jahrhundert mächtig erwachte Forschungstrieb, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, eben doch nicht mehr vollständig zu bannen. Copernikus hatte seine Lehre begründet, nach welcher man mehr und mehr aufhörte, die Erde für das Weltcentrum zu halten, wegen dessen das Universum, sammt Sonne und Sternen, erschaffen sei. Zu spät gewahrte der Klerus, daß diese Lehre die Grundlage des gesammten Kirchenthums gefährde; das Einschreiten gegen Galilei nützte nichts mehr. Als später Newton die Gesetze der Gravitation und Attraktion entdeckte, ergab sich die mechanische Nothwendigkeit der Bewegung der Himmelskörper, — ein gewaltiges Moment in der Entwicklung des von den Kirchen so heftig bekämpften Materialismus. Mittlerweile waren auch die Fernröhre erfunden; es wurde die Schnelligkeit des Lichtes und später sogar die Wiederkehr eines Kometen berechnet. Man kam geistig weiter, aber auch ebenso auf dem eigentlich materiellen Gebiete. Hieher gehören die Erfindungen: der Taschenuhren um das Jahr 1500 durch Hele in Nürnberg, des Zeugdrucks 1523 in Augsburg, des Spinnrads 1530 in Braunschweig, der Taucherglocke 1538 durch zwei Griechen. Doch bald im 16. Jahrhundert absorbirten die theologischen Strei-

tigkeiten und Religionskriege aufs Neue fast alle Aufmerksamkeit der Menschen. Das rege Voranschreiten auf dem bezeichneten Gebiete erlitt eine bedeutende Unterbrechung. Erst mit dem 17. Jahrhundert begann wieder einige Regsamkeit: 1600 systematisches Erfassen der Erscheinungen des Magnetismus, 1615 de Caus' Versuche mit Wasserdampf, 1635 Entdeckung der Infusorienwelt durch Leeuwenhoek, 1643 Toricelli's Erfindung des Barometers, 1650 Guerike's Luftpumpe, 1656 Huyghens' Pendeluhren. Dann neue Unterbrechung unter der Herrschaft des allenthalben waltenden, den Geist niederdrückenden, wie den Wohlstand vernichtenden Fürstenabsolutismus, mit seinen nicht endenden Erbfolge- und Eroberungskriegen. Die verhältnißmäßig wenigen Leistungen kamen überdies nur zum kleinsten Theile auf den Continent von Europa: 1739 Reaumur's Quecksilberthermometer, 1753 Franklin's Blitzableiter, 1763 Watt's Dampf- und 1770 Arkwright's Baumwollspinnmaschine.

Mittlerweile erlangte die Kunst einen bedeutenden Aufschwung. Die christliche Gläubigkeit hatte sich erschöpft; man war müde, in fortwährendem Ringen um die Seligkeit in einer andern Welt, allen Jammer und alles Elend in dieser stumpfsinnig hinzunehmen; man suchte denn das Leben erträglicher zu machen und zu verschönern. Die Kunst nahm eine humanistische Richtung; für sie begann die „Renaissance", die Wiedergeburt. Die beiden damals freiesten und wohlhabendsten Völker, Italiener und Niederländer, leisteten auch darin das Meiste. Architektur, Bildhauerei und Malerei blüheten aufs Neue empor. Mochten die Künstler auch kirchliche Dinge behandeln, so konnten sie doch frei mit ihrem Gegenstand schalten, und das Mystische in das rein Menschliche übertragen. Daneben aber entwickelten sich überhaupt Profan-Kunststile. Auch die Musik gelangte erst von dieser Periode an zu einer höheren Entwicklung.

In den politischen und socialen Zuständen war unterdeß eine große Veränderung vorgegangen. Die oben geschilderten Gestaltungen, namentlich auf dem kirchlichen Gebiete und was alles damit zusammenhing, hatten nicht wenig beigetragen zur Ausbildung des bereits erwähnten **Fürstenabsolutismus.** Allenthalben hatte man die Befugnisse der, allerdings durch Sonderinteresse der privilegirten Stände zumeist geleiteten Volksvertretungen herabgedrückt und verkümmert. Seit dem 16., besonders aber seit dem 17. Jahrhundert ging ein allgemeines Streben der Regierungen dahin, die Rechte der Landstände und deren Macht zu brechen, und eine schrankenlose Fürstengewalt herzustellen. In England zwar führte dieses Streben zu zwei Revolutionen, deren erste dem Könige den Kopf, deren zweite dessen Sohne den Thron kostete. Doch anders auf dem Continente; hier konnten die Volksvertretungen oder was an ihre Stelle getreten war (in Frankreich die Parlamente), nur noch einen schwachen Rest des alten Ansehens und der alten Macht bewahren, obwol einige Landstände namentlich die Württembergischen, mit Muth

und Ausdauer kämpften. Im Allgemeinen bestanden die Einrichtungen dem Namen und der Form nach fort, während das Wesen der Sache verloren war. Die Fürsten geboten rein nach Laune; Widerstand war unmöglich, zumal das vordem allgemein wehrhafte Volk systematisch der Waffenführung entwöhnt, anderseits die Unterhaltung **stehender Söldnerheere** eingeführt war. Deren Vorhandensein gewährte den Herrschern allzeit das Mittel zum Einfall in benachbarte Länder; es verlockte zu Eroberungskriegen, wozu die frivolsten Erbansprüche einen gewöhnlichen Vorwand liefern mußten. Die Menschheit schien nur vorhanden, um als Spielzeug Derjenigen zu dienen, welche durch den Zufall der Geburt auf einen Thron gelangt waren. Im steten Kampfe ums Dasein, im ununterbrochenen Ringen um Erlangung des täglichen Brotes, mußten der Masse alle höhern Gedanken und Ziele schwinden. Am höchsten galt die Geschicklichkeit, in alle Launen und Gelüste der Gewaltigen sich zu finden. Der frühere Freiheitsstolz der europäischen Völker war ausgerottet, höchstens ein paar kleine Gebiete ausgenommen. Die Landbevölkerung ohnehin schmachtete im Zustande der Hörigkeit, und selbst in den noch vorhandenen sog. „freien Städten" zeigte sich fast allenthalben ein geistiges und materielles Verkümmern, mit der kleinlichsten und niedrig-selbstsüchtigen Anschauungsweise des sprichwörtlich gewordenen Spießbürgerthums. An den Höfen herrschte die maßloseste Sittenlosigkeit neben wahnsinniger Prunksucht und Verschwendung. Das Leben eines gewöhnlichen Menschen ward oft geringer geachtet, als das eines Wildes, und in vielen Ländern galt es für ein größeres Verbrechen, einen Hirsch oder ein Wildschwein, als einen Menschen zu tödten. Wahre Bildung war an den meisten, namentlich den deutschen Höfen, verachtet. Noch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Vater des „Alten Fritz" (gest. 1740), sah in Leibnitz nur einen „Kerl, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwachestehen tauge"; den furchtsam-frommen Philosophen Wolf vertrieb er, auf Veranlassen tückischer Pietisten, und zwar bei Strafe des Stranges, binnen 48 Stunden aus seinen Staaten, nachdem dieser, vom Servilismus noch heute gepriesene Herrscher sich in seiner geistigen Beschränktheit hatte einreden lassen, die gelehrten Theorien des Professors könnten in ihren Consequenzen dahin führen — seine großen Soldaten zur Desertion zu verleiten. Dagegen ernannte er seinen Hofnarren zum Präsidenten der Berliner Akademie, und zwang die Professoren der Universität Frankfurt a. O., zur allgemeinen Belustigung eine öffentliche Disputation mit einem andern dieser Hofnarren zu bestehen. Dies eine Beispiel möge genügen. Vom Winke solcher Gottbegnadeten hing das Schicksal jedes ihrer „Unterthanen" ab!

Trotz zahlloser, vom Kirchenthum wie vom Fürstenabsolutismus bereiteter Hemmnisse war unterdeß eine freie **Philosophie** neu erstanden. Nachdem bereits Cartesius die Lehren der alten Schule erschüttert, trat Spinoza in

offenen Gegensatz zur Theologie, der Erste, welcher die Natur wieder in ihrer universellen Bedeutung geltend machte, und sie nicht als das beliebig geschaffene Werk eines als Werkmeister gebietenden persönlichen Gottes ansah. Besonders regte es sich in England. Locke's Ansichten führten nothwendig zum Materialismus; Graf Shaftesbury verbreitete den Unglauben in der vornehmen Gesellschaft; die Deisten, Toland voran, griffen das Christenthum, wie überhaupt jede geoffenbarte Religion rückhaltlos an. Bolingbroke trat scharfsinnig und witzig, wenn auch der Form nach mitunter etwas frivol, in gleicher Richtung auf. Sein Freund Voltaire, der schonungslos, oft mit dem bittersten Spotte das Christenthum, dann jeden Aberglauben und Fanatismus bekämpfte, erlangte in der ganzen civilisirten Welt, namentlich in den gebildeten Ständen, eine Macht, wie bis dahin noch niemals irgend ein Schriftsteller. Montesquieu, gleichfalls Gegner der Geistlichkeit, strebte besonders nach Herstellung gesunder Verfassungszustände, während Rousseau den Staat, die Kirche und die gesammten socialen Verhältnisse, wie diese sich entwickelt hatten, gleichmäßig angriff. Es kamen die Encyclopädisten, dann die eigentlichen Materialisten, welche die Unhaltbarkeit des Kirchenglaubens möglichst nach allen Richtungen hin entwickelten, während die „geistreichen Kreise" von Paris aus diese Ansichten in den vornehmsten Städten Europa's verbreiteten. Leider geschah fast nichts für Bildung der Masse des Volkes, so daß unheilvolle Gegensätze entstehen mußten; der Spott verletzte ohne aufzuklären.

Da die damaligen Schriftsteller großentheils den hervorragenderen Klassen angehörten, so fand die Literatur ganz besonders bei den höhern Ständen Eingang, ja die Beschäftigung mit solchen antikirchlichen und politischen Schriften wurde in diesen Kreisen selbst zur Modesache. Auch Adel und Geistlichkeit gefielen sich darin, für aufgeklärt zu gelten; sie hielten dies für ungefährlich, da sie die Möglichkeit einer Rückwirkung auf die untern Schichten der Gesellschaft nicht ahneten. So ward die Presse eine Macht, wie nie in früheren Zeiten. Zwar waltete factisch, nach wie vor, namentlich in Deutschland, der schrankenloseste Absolutismus, und zeigte sich oft sowol in den empörendsten Willküracten, als in der sinnlosesten Verschwendung des Volksvermögens; allein von der Mitte des 18. Jahrhunderts an fanden es die klügeren und fähigeren unter den Fürsten zweckmäßig, die erwachende öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Friedrich II. erklärte Voltaire zu seinem Freunde, und nannte sich „den ersten Diener des Staates", was freilich keineswegs ausschloß, nicht nur, daß dieser „Diener" von Niemand sich etwas befehlen ließ, sondern auch, daß er keinerlei Einrede oder Widerspruch duldete, und seinerseits die ärgsten Willkürhandlungen beging. Manche Regenten erkannten, daß Wohlstand des Volkes ihre eigene Macht nach Außen stärke (schon durch Erhöhung der Steuerkraft), und nun begann eine weit ausgedehnte, zwar unbedingt wohlgemeinte,

in Wirklichkeit aber verkehrte und schädliche Bevormundung der Bevölkerung in allen wirthschaftlichen Verhältnissen, indem namentlich in jedem einzelnen Ländchen Alles producirt werden sollte, was es bedurfte, und indem man Fabriken der mannigfachsten Art oft in der ungeeignetsten Weise künstlich ins Leben rief. Dabei machte sich natürlich das Bedürfniß wenigstens eines gewissen Grades von Unterricht und Aufklärung geltend, und so erfuhr denn auch der kirchliche Bigottismus mindestens eine kleine Abschwächung. Es war die Periode des erleuchteten Despotismus. Wurde nur der fürstliche Absolutismus nicht angetastet, so durften die socialen Gebrechen schonungslos angegriffen und blosgelegt werden; ja die Regierungen selbst (in Frankreich unter dem Ministerium Turgot) proclamirten nicht selten Maximen, welche heute, als auf socialistischen Umsturz der Gesellschaftsgrundlagen gerichtet, wol unerbittlich verfolgt werden würden. Das volkswirthschaftliche System der Physiokraten, für das sich auch verschiedene Fürsten mit Eifer erklärten (in Deutschland besonders Karl Friedrich von Baden, in manchen Beziehungen selbst Joseph II.), war unvereinbar mit den herrschenden Feudalzuständen. Gerade in dieser Beziehung drängte Alles nach tiefer greifender Aenderung; das bestehende Gebäude war untergraben und unhaltbar geworden.

Es war die **französische Revolution**, welche diese Aenderung brachte. Ihrem innersten Wesen nach zielte sie auf eine sociale, nicht auf eine politische Umgestaltung; die letzte ergab sich nur nebenbei. Es galt, das tausendjährige Institut des Feudalismus zu vernichten, das drückend auf der Masse des Volkes lag; die Menschen, die Gewerbe und den Boden frei zu machen; Hörigkeit, Frohnden, Zehnten und Zunftzwang zu beseitigen. Als es sich zeigte, daß der Absolutismus mit einer darauf zu gründenden neuen Ordnung der Dinge unvereinbar sei, entwickelte der Pariser Hof, welcher eine Umgestaltung der Zustände nur zu dem Zweck wünschte, mehr Geldmittel zu bekommen, einen hartnäckigen Widerstand; die auswärtigen Fürsten aber, welche sehr bald eine Ausbreitung der in Frankreich herrschend gewordenen Ansichten, und damit eine Beschränkung auch ihrer absoluten Macht fürchteten, erklärten die Sache des Königs von Frankreich zur ihrigen, und wollten die bereits vernichteten Einrichtungen in dem das üble Beispiel gebenden Lande brutal mit Waffengewalt wieder herstellen. Dies drängte denn auch die Franzosen entschieden auf das politische Gebiet; die Abschaffung des Königthums ward zur Nothwendigkeit. Kern der Revolution blieb gleichwol die sociale Umgestaltung; sie war es, welche alle Kräfte der Nation zur Vertheidigung jener materiellen Verbesserungen flüssig machte. Napoleon suchte seine Macht, neben den kriegerischen Erfolgen, wesentlich durch Consolidirung der Errungenschaften von 1789 zu befestigen, besonders vermittelst der Civilgesetzgebung. Selbst während der Restauration, in der schlimmsten Periode der Reaction, wagte Niemand, eine Wiederein-

führung der abgeschafften Feudallasten zu versuchen. Auch in den andern Ländern, in denen die schweren Napoleonischen Bedrückungen einen oft blinden Haß gegen alles Französische erzeugt hatten, kam man, trotz aller weltlichen und geistlichen Reactionen, schließlich eben doch dahin, die französischen Befreiungsprincipien vom Feudalismus zu adoptiren. Es hielt schwer, und dauerte lange genug; aber jeder große Unfall und jede politische Bewegung drängte dahin. Nach dem Tage von Jena mußte man in Preußen dem Volke verschiedene, wenn auch höchst ungenügende Zugeständnisse in dieser Richtung gewähren; der Rückschlag der französischen Revolutionen von 1830 und 48 nöthigte nicht blos in Deutschland, sondern in allen Culturländern zu weiter gehenden Concessionen auf der bezeichneten Bahn. Selbst in Oesterreich ward der eigentliche Feudalismus gebrochen. Und endlich mußte sogar in Rußland die Leibeigenschaft aufgehoben werden, während in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die Negersklaverei, das aus der Zeit des Königthums überkommene, unter der Republik aber weiter ausgedehnte Erbübel, nach schwerem Kampfe beseitigt ward, — zwei Ereignisse von welthistorischer Bedeutung. Zum erstenmal in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Menschheit zu der Höhe erhoben, Sklaverei und Leibeigenschaft bei allen für cultivirt geltenden Völkern auszurotten.

Auf den Gebieten der Entdeckungen und Erfindungen waren noch in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts bedeutende Erfolge errungen worden: 1783 die Herstellung des Luftballons durch Montgolfier, und gleichzeitig die des Condensators der Elektricität durch Volta; später Lavoisier's wissenschaftliche Begründung der Chemie; 1790 Galvani's Entdeckung des sog. Galvanismus; 1792 die Volta's, daß derselbe auf Elektricität beruht. Mittlerweile Cartwright's Herstellung des mechanischen Webstuhls, und 1789 erstes Zustandebringen der Steinkohlen-Gasbeleuchtung, durch Murdach ausgeführt; 1791 Chappe's optisch-mechanischer Telegraph; 1796 Sennefelder's Erfindung der Lithographie, und 1804 Jacquard's Herstellung des nach ihm benannten Webstuhls. Wie immer, wirkten nunmehr die Kriege störend ein, hemmend und lähmend, ebenso wie sie den Volkswohlstand tief erschütterten. Die Zahl der zu verzeichnenden Fortschritte ward kleiner: 1804 erbaute der Amerikaner Evans den ersten Dampfwagen für gewöhnliche Chausseen, und 1807 machte sein Landsmann Fulton den ersten gelungenen Versuch mit einem Dampfschiffe (Napoleon hatte diese großartige Erfindung von der Hand gewiesen); 1808 construirte Sömmering den ersten elektrischen Telegraphen, 1810 erfand König die Schnellpresse, 1811 ward das erste Maschinenpapier hergestellt und die Straßenbeleuchtung Londons mit Gas begonnen, und 1815 erfand Davy die Sicherheitslampe beim Bergbau.

Die langdauernden Kriege hatten nicht nur den Wohlstand der Völker er-

schöpft (wie besonders das Sinken ihrer Consumtionsfähigkeit bewies), sondern auch sie geistig niedergedrückt. In dieser Beziehung wirkte die mit der Herstellung des Friedens zur Herrschaft gelangte Reaction besonders unheilvoll. In dem ganzen Jahrzehnt 1815—25 sucht man vergeblich nach wirklich großen Erfolgen auf den beiden Gebieten der Naturwissenschaft und der Technik; von 1825—30 sind zwar einige Fortschritte bemerkbar, aber nur ausnahmsweise auf dem europäischen Continente: 1825 Eröffnung der ersten Eisenbahn für Personenbeförderung (zwischen Stokton und Darlington); 1827 Erfindung der Turbine durch Fournayron; 1829 Stephenson's Herstellung der ersten Locomotive, 1830 Eröffnung der ersten mit Dampfkraft befahrenen Eisenbahn (zwischen Liverpool und Manchester).

Die lange Dauer des Friedens nach Napoleons I. Sturz ermöglichte nicht nur eine Heilung der schweren Wunden, welche die Kriege geschlagen, sondern auch eine Neubegründung des materiellen Wohlstandes und der geistigen Entwicklung. Entdeckungen, Erfindungen, materielle Verbesserungen folgten sich nach einigen Decennien mit wunderbarer Schnelligkeit. Gefördert und theilweise erst ermöglicht durch die ungeheuren Goldfunde in Californien und Australien, entstanden nun in einer Spanne Zeit so colossale Schöpfungen, wie die Welt noch nie gesehen. Wir bekennen, nicht im Stande zu sein, eine auch nur annähernd ausreichende Liste dieser Fortschritte während der letzten Jahrzehnte aufzustellen. Wir beschränken uns, zu verweisen auf die ans Fabelhafte grenzenden Leistungen der Neuzeit in Herstellung von Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschiffen. Alle Meere und alle größeren Flüsse und Binnenseen der cultivirten Welt sind bedeckt mit Dampfern. Telegraphenlinien durchziehen alle Länder; selbst die Schwierigkeiten, welche der Ocean bot, sind überwunden; die Gesammtsumme der Telegraphenlinien dürfte im Jahre 1880 wol bereits die Länge von 800,000 Kilometer erreicht haben, das Zwanzigfache der Länge des Aequators. Noch wunderbarer ist die Zunahme der, ihrer Natur nach nur mit enormen Kosten herzustellenden Eisenbahnen. Hohe Gebirge, selbst die Alpen, sind mehrfach durchbohrt, in Längen bis zu fünfzehn Kilom.; ein halbes Jahrhundert nach Herstellung des ersten mit Dampfkraft befahrenen Schienenweges stehen gegen 350,000 Kilom. = über 47,000 deutsche geographische Meilen Bahnen im Betriebe, also fast das Neunfache des Erdumfanges. Schon entbehrt keiner der Erdtheile mehr vollständig dieses, wie des vorher erwähnten wichtigen Communicationsmittels. Bringt man mit diesen Schöpfungen in Verbindung die bereits vorhin erwähnte Aufhebung der Leibeigenschaft und der Sklaverei in allen Culturländern, so ist es augenscheinlich, daß die Leistungen des letzten Jahrhunderts in der Culturgeschichte einen so eminenten Rang einnehmen, wie keine andere Periode beanspruchen kann.

Bei solchen Fortschritten auf dem materiellen Gebiete konnte es auch nicht

fehlen, daß die Bande, mit welchen die Theologie den menschlichen Geist gefesselt hielt, von immer Mehren endlich vollständig abgestreift wurden, und daß man zum erstenmal seit der Herrschaft des Christenthums dahin gelangte, selbst die Grundlagen der positiven Religionen rückhaltlos zu erörtern (z. B. Strauß „Sind wir noch Christen?") — ein Fortschritt, der schwerlich mehr rückgängig gemacht zu werden vermag, vielmehr, im Zusammenhang mit der Entwicklung der Naturwissenschaften, eine sichere Bürgschaft für weiteres Fortschreiten gewährt.

Es ist richtig, daß die Masse der Menschen auf dem sittlichen Gebiete nicht in gleichem Maße vorangeschritten ist, wie auf dem materiellen. Vom klerikalen Standpunkt aus hat man daraus Anklagen gegen Aufklärung und Unglauben geschmiedet. Mit Unrecht. Die Criminalstatistik beweist, daß die Menschen, wie tief auch die moralischen Begriffe so Vieler noch stehen, im Ganzen gegen früher humaner und besser, allermindestens nicht schlechter geworden sind. Obwol Verbrecher in der Neuzeit weit weniger der gerichtlichen Verfolgung entgehen als zuvor, ist im Ganzen die Menge der schweren Missethaten geringer. Ganz besonders aber ist es eine völlig unhaltbare Behauptung, daß die Ungläubigen ein relativ größeres Contingent in die Strafhäuser lieferten, als die Gläubigen. Bei den noch immer so weit verbreiteten kirchlichen Vorurtheilen gehört vielmehr von vorn herein ein bedeutender Grad sittlichen Bewußtseins dazu, sich offen von jeder Kirche loszusagen. Prüft man vorurtheilslos, so wird man zu der Wahrnehmung gelangen, daß Diejenigen, welche Solches aus wahrer Ueberzeugung und nicht etwa aus momentaner Frivolität thun, in der Regel Menschen sind, deren sittliches Leben dem der Durchschnittsfrommen in keinem Falle nachsteht. Dabei mag unbedingt zugegeben werden, daß ihnen Diejenigen nicht gleichstehen, welche blos aus Leichtfertigkeit den Unglauben zeitweise heraushängen, bei Gelegenheit dann aber wieder dem Aberglauben huldigen und gewöhnlich, wenn der Tod naht, des priesterlichen Beistandes nicht entbehren zu können meinen. Im Uebrigen zeigt die Statistik, daß Rohheiten und Verbrechen gerade unter jenen Völkern am häufigsten vorkommen, deren Erziehung am vollständigsten in die Hände der Priester gegeben war oder es noch ist. Wir brauchen in dieser Beziehung nur auf Spanien, Portugal, Rom und Unteritalien zu verweisen.

Aber noch auf einem für das Völkerleben wichtigen Gebiete ist die Menschheit während der jüngsten Zeit nicht in gleichem Maße, wie auf dem materiellen, vorangeschritten. Wir meinen das Gebiet der politischen Freiheit, dessen gewaltige Bedeutung die ganze Culturgeschichte zeigt. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker nach Innen und Außen hat noch keineswegs im vollen Umfange Anerkennung erlangt; noch sehen wir uns weit von dem Ziele entfernt, daß die Streitigkeiten der Staaten, statt durch gräuelvolle Kriege,

durch einen Areopag der Völker entschieden werden. Doch auch in dieser Beziehung liegen wenigstens vereinzelte Anfänge eines Ueberganges zum Bessern vor.

Im socialen Leben stehen wir am Anfang einer Bewegung, welche man zuerst durch Geringschätzen und vornehmes Ignoriren, dann durch Polizeimaßregeln beseitigen zu können meinte. Beides reicht nicht aus, es bedarf tiefer greifender Mittel. Hervortretend ist die Thatsache, daß, nachdem die französische Revolution den Feudalismus gebrochen, der „Dritte Stand" zu einer Herrschaft gelangt ist, und daß nunmehr die große Masse der Mindergut-Situirten sich als Vierter Stand geltend zu machen und die Unterschiede vollständig zu nivelliren sucht. Ohne Zweifel tauchen dabei Forderungen der absurdesten Art auf, deren Verwirklichung, wenn sie überhaupt möglich wäre, die ganze Culturentwicklung aufs Tiefste schädigen müßte. Leugnen läßt es sich aber ebenfalls nicht, daß andere Forderungen, die Beseitigung wirklich vorhandener schwerer Mißstände im socialen Leben bezweckend, ihre volle Berechtigung besitzen. Heute vermag noch kein Mensch abzusehen, wie die hier in Betracht kommenden, unzweifelhaft höchst schwierigen Probleme gelöst werden können. Eine Lösung wird aber doch endlich erfolgen, und erfolgen müssen, weil sie unentbehrlich ist. Sie wird sich ergeben durch eine allmähliche Entwicklung der so complicirten wirthschaftlichen und sonstigen Lebensverhältnisse. Allerdings wird dazu Zeit und viele Zeit erforderlich sein, denn um Aenderungen solcher Art ins Leben zu führen, bedarf es voller Jahrhunderte. Eine Berufung auf die rohe, brutale Gewalt zur Durchführung eines unklaren „Socialismus" kann eine Besserung der Verhältnisse nur hemmen und schädigen. Den begründeten Klagen wird überhaupt wenigstens relativ um so eher Abhilfe werden, je mehr die heute Zurückgesetzten ihre Ansprüche frei halten von wirklich phantastischen und utopistischen Forderungen, welche, wenn eine momentane Verwirklichung möglich wäre, die ganze Culturentwicklung selbst gefährden würden.

Schlußbemerkungen.

Ueberblicken wir die ganze Culturgeschichte, so ergibt sich die volle Gewißheit eines Fortschreitens der Menschheit aus den rohesten thierischen Zuständen zum jetzigen Grade der Civilisation. Die Entwicklung, ohne Zweifel schon vor Zehntausenden von Jahren begonnen, ging aber mit einer, bei unserm, von der Lebensdauer des einzelnen Menschen hergenommenen Maßstabe, unendlich scheinenden Langsamkeit vor sich. Doch nicht blos dies, sondern es kamen oft genug positive Rückschläge. Nach der Blüthezeit der Hellenen und der Römer trat die Barbarei der Völkerwanderung und die Rohheit des Mittelalters ein. Wenn trotzdem in längern Zeiträumen immer wieder das Princip des Fortschritts den Sieg davon trug, so verdankt man diesen Erfolg weit weniger einer Weiterentwicklung der physischen, als der geistigen Kräfte der Menschen, — entgegen der gewöhnlichen Erscheinung in der Thierwelt, bei der im Kampfe ums Dasein die körperlich stärkeren Arten die schwächeren verdrängen, — zugleich ein Beweis dafür, daß die Intelligenz einen, höherer Perfectibilität fähigen, und bei den menschlichen Handlungen mitbestimmenden mächtigen Factor bildet.

Die Entwicklung der Intelligenz ist es auch, welche allein unser Geschlecht künftig vor so maßlosen Rückschlägen sichert, wie solche vordem vorkamen. Allerdings wäre es nur eine Selbsttäuschung, wollte man sich dem Glauben an einen künftigen ununterbrochenen Fortschritt hingeben. Auch in alle Zukunft werden sich Schwankungen einstellen, wobei wir aber zu hoffen berechtigt sind, daß dieselben in dem Maße werden geringer werden, in welchem die Intelligenz sich mehr und mehr entwickelt und über weitere Menschenkreise ausbreitet.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, wollten wir in eine umfassende Erörterung der Frage eingehen. Nur wenige Bemerkungen seien gestattet. Die ganze Culturgeschichte hindurch sind immer wieder zwei Haupthemmnisse der Entwicklung, zwei Hauptquellen des Uebels erkennbar: Priesterherrschaft, sich berufend auf Himmel und Hölle, und weltlicher Despotismus — sich vorzugsweise stützend auf ein vom Volke möglichst losgelöstes stehendes Heerwesen.

Nun ist die Uebermacht des Priesterthums, namentlich durch die Erforschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, in der frühern Ausdehnung für alle Zukunft unmöglich geworden, und damit ein festes Fundament erlangt, dessen das Alterthum entbehrte. Es ist darum sehr begreiflich, daß der Klerikalismus aller Confessionen dem entschiedenen Fortschritt auf diesem Gebiete sich, soweit er nur vermag, jederzeit widersetzt. (Wir dürfen aus der

Neuzeit nur an den Syllabus auf der einen, an die Knaak'sche Weltbewegungstheorie auf der andern Seite erinnern.) War aber dieser Klerikalismus schon vor Jahrhunderten dahin gebracht, nur noch in den gräuelhaftesten Verfolgungen der Gegner ein Rettungsmittel zu erblicken — ein Mittel, das selbst damals nicht mehr ausreichte, — so ist heute nicht nur die Anwendung derartiger Dinge unmöglich gemacht, sondern — die Hauptsache — Niemand ist im Stande, die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen aus dem Bewußtsein der Menschen auszutilgen. Mit diesen Ergebnissen ist aber der alte Köhlerglaube völlig unvereinbar.

Eine gleiche, an sich unerschütterliche Bürgschaft gegen weltlichen Despotismus ist zur Zeit noch nicht vorhanden. Insbesondere sind Siege auf den Schlachtfeldern, namentlich wenn es sich nicht, wie bei Marathon und Salamis, um Vertheidigungskriege ohne Eroberungen handelt, der Freiheit in der Regel verderblich. Begründung eines Areopags aller gesitteten Völker, dessen Ausspruch jeder einzelne Staat in Streitfällen sich zu unterwerfen hat oder nöthigenfalls dazu gezwungen wird, erscheint in dieser Beziehung als das zu erstrebende Ziel. Zu dessen Erreichung würde die allgemeine Annahme eines, dem schweizerischen ähnlichen Milizsystems wesentlich dienen, — eines Systems, welches die ganze Nation wehrhaft macht, ohne vieljährigen Kasernendienst und ohne gedankenlose Gewöhnung des ganzen Menschen an blinden Gehorsam, geeignet zur nachhaltigsten Vertheidigung, aber nicht zur Eroberung. Was im Uebrigen die Begründung des Despotismus erleichtert, das ist der — gewöhnlich kurzsichtige — Egoismus der Einzelnen. In dieser Beziehung würde es wesentlich sein, auf Beseitigung jener Anschauungsweise im ganzen Volke hinzuwirken, daß man gut thue, nur an das eigene materielle Wohl — sei es auch auf eine an sich ehrenhafte Weise — zu denken, unbekümmert um Politik, Staatsverfassung und Verwaltung, also unbekümmert um das Gemeinwesen. Wohin solche Maximen führen, hat deutlich das Römerreich unter den Kaisern gezeigt: schließlich besaß kein Mensch mehr Sicherheit, weder für sein Eigenthum, noch für sein Leben, ja gerade der auf solcher Grundlage erlangte Wohlstand ward ganz einfach die Ursache von Vermögensconfiscationen und von Hinrichtungen. Nur wenn möglichst Jeder (unbeschadet voller Wahrung seiner berechtigten Eigeninteressen) sich als lebendiges und thätiges Glied des gemeinsamen Staatskörpers fühlt, wird volle Sicherheit für freie Bewegung, und weiter volle Sicherheit für Leben und Besitz des Einzelnen bestehen.

Lasse man sich, in dem Streben nach solchen höheren Zielen im Interesse der ganzen Menschheit, nicht durch den landläufigen, wohlfeilen Einwand stören: dies seien Utopien, unerreichbar für alle Zeiten! Wie viele Dinge, die heute verwirklicht sind, ja sogar als selbstverständlich angesehen werden,

galten den früheren Generationen als fromme Wünsche, als träumerische Phantasieen. So wird unfehlbar im Laufe der Zeit noch gar manches Andere zur Geltung gelangen, worüber vermeintlich „praktische Menschen", welche eben nur die bestehenden Zustände berücksichtigen, jetzt blos lächeln oder wohl sogar spotten.

Jeder Erfolg, dessen die Menschheit sich erfreut, mußte errungen werden in langem, mühsamem, opfervollem Ringen. Jeder dieser Erfolge trägt aber, wenigstens in der Regel, die Bürgschaft weiterer Triumphe in sich; jeder wirkliche Fortschritt wirkt mit, sowol zur Beschleunigung der Weiterentwicklung, als auch zur Abwendung oder Milderung der früher so häufigen und oft so furchtbaren Rückschläge; so daß die Bewegung nun eine entschieden raschere und sichrere ist als zuvor, und daß ein Zurückwerfen von der einmal erlangten Höhe weit weniger, und insbesondere nicht mehr in die volle Tiefe wie vordem, denkbar erscheint.

Man hat darauf hingewiesen, daß bei der nie aufhörenden Umbildung des Stoffes im gesammten Universum, auch die Erde einer Auflösung ihres jetzigen Organismus nicht entgehen werde. Diese Ansicht läßt sich kaum bestreiten, und es ist damit allerdings auch ein schließlicher Untergang des Menschengeschlechtes indicirt. Für jetzt aber beweist der gesteigert rasche Gang der Entwicklung, daß der Culminationspunkt noch lange, lange nicht ereicht, und daß die Menschheit von der Periode ihres Niedergangs und ihrer Verkümmerung, welche der Vernichtung vorangehen würde, noch unendlich weit entfernt ist. Wirken wir daher im Interesse unseres Geschlechtes; gewiß wird die Anstrengung nicht vergeblich sein, zahllose Generationen können und werden die Früchte jeder neuen Errungenschaft mit genießen. Ja, auch die Sonne wird einst zu scheinen aufhören — dem ganzen Geschlechte, wie heute den einzelnen Menschen. So lange sie aber ihre belebenden Strahlen aussendet und so lange Organismen mit Gefühl und Intelligenz unter ihrer Wirksamkeit gedeihen, mögen diese in verständiger Weise ihres Daseins genießen, und dasselbe für sich und ihre Mitmenschen zu verschönern und zu verbessern bestrebt sein.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

S. 96 losgerissen. Stb.

Kolb, Georg Friedrich,

Abriß der Culturgeschichte der Menschheit

Leipzig 1880